Theologischer Verein HALLE a/S.

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Sechster Jahrgang

Nr. 15 Leipzig, den 7. April 1892

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1359 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Christi Tod ein Märtyrertod? — Die revidierte Lutherbibel: 2; 3 — Die Durchführung von General Booths „Weg aus dem dunkelsten England" — Zukunftsmusik: 1. Bebel und Köhler — Zum dritten evangelisch-sozialen Kongreß: 1. Die Aufgabe des Kongresses — Gaston Frommel. Esquisses contemporaines: 3. Paul Bourget — Das Heilige Lachen — Verschiedenes: Feierstunden; Zur „deutschen Alkoholfrage" — Quittung — Anzeigen

Christi Tod ein Märtyrertod?

Also mußte Christus leiden. Luk. 24, 46

3

Unser Herr hat einmal den Ausspruch gethan: „Ich bin gekommen, Feuer zu werfen auf die Erde, und wie wollte ich, es wäre schon entzündet. Ich muß aber (zuvor) mit einer Taufe getauft werden, und wie drängt es mich, bis sie vollendet ist!" (Luk. 12, 49 f.) Jesus weiß also, daß er dazu berufen ist, auf Erden eine gewaltige Bewegung zu wecken, die wie ein Feuerbrand um sich greifen und sich alles dessen bemächtigen wird, was überhaupt von ihr erfaßt werden kann. Aber er weiß auch, daß dies nicht anders geschehen kann, als daß er selbst leidet und zum Opfer seiner Sache wird. In seinem Leiden sieht Jesus nicht eine Hinderung oder gar den Untergang seiner Sache, sondern deren Sieg und Kraftentfaltung. Wie meint dies Christus? Inwiefern schreibt er seinem Tode diese fördernde Kraft zu?

Es läge nahe, in dieser Beziehung den Tod Christi in Parallele zu dem Leiden der Märtyrer zu stellen. Es zeigt sich nämlich nicht selten in der Geschichte, daß eine gute Sache erst dann sich zur Anerkennung hindurchringt, wenn um ihretwillen gelitten worden ist. Die Ausbreitung des Christentums ist des Zeuge. „Das Blut der Märtyrer ist der Same der Kirche" — dieser Grundsatz faßt die Wahrheit der Geschichte kurz zusammen. Aber er gilt nicht für das Gebiet der christlichen Religion allein. Selbst eine Sache von zweifelhaftem Wert, hat sie erst Märtyrer gefunden, so scheint ihr eine neue Spannkraft, ein neuer Geist eingeflößt zu sein. Was Lebende nicht vermögen, vermögen oft die Toten. Ein Beispiel für viele. Der Biograph Livingstones schreibt:

> Der Schmerz, der durch die zivilisirte Welt zitterte, als sein Tod mit allen seinen rührenden Einzelheiten bekannt wurde, that mehr für Afrika, als Livingstone selbst zu thun vermocht haben würde, hätte er sein Werk vollendet und, es verfolgend, noch Jahre in diesem Lande zubringen können. Von der abgehärmten Gestalt, die neben dem Bett in der Hütte zu Ilala kniete, schien ein elektrischer Funken auszufliegen, überall die Herzen zu schnellerem Schlage treibend.

Diese Worte weisen uns auf die Erklärung der eigentümlichen Thatsache: es ist zum guten Teil die Macht des Mitleids mit den Geopferten, das die Herzen für sie und ihre Sache gewinnt und erwärmt. Es kann aber auch der Trotz, der Haß durch ein Märtyrerleiden geweckt und dadurch die Widerstandskraft der Genossen wachgerufen werden.

Trifft das nun auf das Todesleiden Jesu? Daß sein Tod den Trotz seiner Bekenner wachgerufen habe, ist von vornherein unwahrscheinlich bei dem Todesleiden dessen, der die Liebe selber war. Aber auch das läßt sich nicht erweisen, daß das Mitleid dem Herrn Bekenner erworben habe, die nun selbst todesmutig sich für ihn in die Schanze schlugen. Vielmehr schien sich an den Jüngern das wiederholen zu wollen, was sich doch auch oft beobachten läßt, daß nämlich mit dem Untergang der Person auch die Sache stürzt — ein Gesetz, auf das die Feinde Jesu rechneten. Die Enttäuschung, die sich der Jünger nach dem Todesleiden bemächtigte, die Mutlosigkeit und Verwirrung scheint für das Mitleid kaum Raum gelassen zu haben. Sich selbst beklagten die Jünger am meisten. Das Mitleid wäre nicht imstande gewesen, ihnen innerlich aufzuhelfen, und selbst wenn es dies vermocht hätte, so würde die bloße Sympathie nicht auf eine Zeitspanne von Jahrhunderten hinaus ihre belebende Wirkung haben thun können — wie die Wellen des erregten Sees sich allmählich verlieren und auszittern, so wäre es auch hier gewesen. Die Spannkraft hätte nachgelassen und heutigen Tages würde der Tod Christi kaum die Seelen mit einer besondern, eigentümlichen Kraft berühren.

Es ist aber einfach geschichtliche Thatsache, daß immer von neuem der Tod Christi auf die, die überhaupt diesem Ereignis in ihrem Gewissen einmal stillhalten, eine überwältigende Macht ausübt. Sie liegt darin, daß ich aus dieser Thatsache wie aus keiner andern sonst den Zorn und die Liebe Gottes vernehme, und zwar beides zugleich. Gottes Zorn, Gottes heiligen Eifer und Ernst gegen die Sünde finde ich auch in andern Thatsachen: in der sich immer wiederholenden zerstörenden Macht der Sünde; sie zerfrißt und zersetzt früher oder später alles, was nur Glück heißt — sie ist die Todesmacht in der Welt. Die Erkenntnis dieser Thatsache, weit entfernt, für den Menschen eine ermutigende, bessernde Warnung zu sein, wirkt auf ihn geradezu vernichtend, denn er erkennt darin den Zorn Gottes und die eigne Ohnmacht, von dieser Macht des Todes loszukommen. Die Kunst des Vergessens, des Selbstbetrugs scheint das einzige Heilmittel. Unbußfertigkeit scheint das Empfehlenswerteste.

Den Uebeln in der Welt gegenüber scheinen demnach alle Liebesbeweise Gottes ihre Kraft zu verlieren. Soviel Gutes auch von der Freundlichkeit Gottes zu zeugen scheint, jener breite Strom von entgegengesetzten Erfahrungen löscht alles wieder aus. Zu einer reinen Freude, zu einem sichern Genuß, zu einem wahren Friedensgefühl kommt der Mensch nicht eher, als bis sich ihm der Widerspruch zwischen Liebe und Zorn gelöst hat, und dies geschieht im Tode Jesu Christi.

Denn hier offenbart sich Gottes ganze Heiligkeit, sein Zorn über die Sünde, sein flammender Eifer. So verhaßt ist ihm die Sünde, daß er, um ihre Macht zu brechen, den eignen, geliebten Sohn hingiebt, daß er den Schuldlosen leiden läßt, als wäre er aller Sünde schuldig. Und doch ist dieses Gericht über die Sünde zugleich der höchste Erweis von Liebe und Gnade. Denn um uns Sünder innerlich zu überwinden, um uns Sünder in seine heiligende und darum beseligende Nähe zu ziehen, deshalb opfert er den Sohn. Die reinste, suchende Liebe wirbt hier um unsre Seelen, und wirklich, wer sich von dieser grundlosen Barmherzigkeit überwinden läßt, der bekommt ein neues Herz und einen neuen Sinn. Die Zucht Gottes, sein heiliger Zorn ist nun verständlich als Ausfluß der Liebe, und die Gnade ist geschützt vor dem Verdacht und der Misdeutung, als sähe sie über die Sünde leicht weg. Wir wissen, daß nur ein innerer Bruch mit der Sünde für die Gnade über-

haupt fähig macht, daß aber überall, wo dieser erfolgt ist, die Gnade als erneuende Macht thätig ist.

Das wirkt der Tod Christi. In ihm vergegenwärtigt sich uns fortgesetzt die Heiligkeit Gottes, die der Sünde feind, dem Sünder aber hold ist. Darin liegt die erlösende Kraft jenes Todesleidens. Denn wem die Heiligkeit Gottes eine innere Wahrheit geworden ist, der ist erlöst vom Fluch der Sünde und ein neuer Mensch. So hat der Tod Christi eine die Menschheit stetig verjüngende Kraft, darum kehren wir zum Kreuz immer wieder mit alter Liebe zurück, um uns von ihm gestärkt ins Leben zu wenden, das nichts andres sein soll, als eine Bewährung der Kreuzeskraft. P D

Die revidirte Lutherbibel

2

Zur Würdigung des ganzen Werkes muß man die von der Eisenacher Konferenz im Jahre 1863 aufgestellten Grundsätze fest im Auge behalten; die wesentlichsten lauten:

1. Die Konferenz hält es für angemessen, daß im allgemeinen von dem jetzigen*) Text der Cansteinschen Bibel als Grundlage unter vorzugsweiser Berücksichtigung der Originalausgaben von D. M. Luther, besonders der Ausgabe letzter Hand, ausgegangen werde, jedoch ohne deshalb zu denjenigen sprachlichen Formen der alten Ausgaben zurückzukehren, die unsrer Zeit völlig fremd geworden sind. 2. Dabei sind ferner die in Uebung befindlichen verschiednen Lesarten der einzelnen Bibelgesellschaften in der Art zu berücksichtigen, daß die Einheit der Textgestalt durch allgemeine Aneignung des Bessern zu erzielen ist, so zwar, daß bei Zweifeln darüber, welche dieser Lesarten zu wählen sei, der Grundtext entscheidet. 3. Daneben werden die verhältnismäßig wenigen Stellen, zunächst des Neuen Testaments, deren Abänderung, beziehungsweise Berichtigung im Interesse des Schriftverständnisses notwendig und unbedenklich erscheinen möchte, in sinngetreuer Weise und möglichst aus dem Sprachschatze der Lutherbibel dem Grundtext gemäß herzustellen sein.

Der eigentliche Ausgangspunkt der Revisionsarbeit sollte also nicht der biblische Grundtext, auch nicht die Luthersche Uebersetzung letzter Hand (vom Jahre 1545), sondern der jetzt übliche Cansteinsche Text sein. Damit ist sofort festgestellt, daß für alle vorzunehmenden sprachlichen und theologischen Berichtigungen als oberster Gesichtspunkt nicht die philologische Genauigkeit, sondern die praktisch-kirchliche Zweckmäßigkeit Geltung haben sollte.

Gewiß ist allein der hebräische und griechische Grundtext der heiligen Schrift für uns normativ, und dieser ist auch bei dem Revisionswerk gewissenhaft benutzt worden. Aber die theologische Kommission hatte hier nicht etwa die umfassende Aufgabe der biblischen Textkritik als Vorarbeit für eine berichtigte Uebersetzung zu leisten; was von ihr dennoch geschehen ist in kritischer Berichtigung der hebräischen und griechischen Texte, die Luther vorgelegen haben, darüber giebt D. Schröder im Vorbericht zur Probebibel § 11 hinreichende Auskunft.**) Die Kommission hatte ferner nicht die Aufgabe, eine neue, möglichst genaue und wörtliche Uebersetzung, wenn auch mit thunlichster Benutzung Luthers, zu liefern, sondern die in ihrer Eigentümlichkeit zu erhaltende, oft mehr sinngetreue, als wortgetreue Verdeutschung Luthers vorsichtig und schonend zu revidiren. Neue wissenschaftliche Uebersetzungen, wie sie von de Wette, Weizsäcker u. a. veröffentlicht sind, haben ja für den Privatgebrauch der Theologen und gebildeten Gemeindeglieder ihren hohen Wert, aber eine Volks- und Kirchenbibel, in der die Erbauungslitteratur von Jahrhunderten Wurzel geschlagen hat, können sie nicht ersetzen. Luthers Bibelübersetzung aber ist noch nicht veraltet, sondern als das Einheitsband der deutsch-evangelischen Christenheit, als Nationalschatz und sittlich-religiöses Kulturmittel ersten Ranges verdient sie noch jetzt aufs treueste gehütet zu werden. Und das eben ist von Anfang bis zu Ende die Voraussetzung des aus Pietät gegen Luther, aus Ehrfurcht vor Gottes Wort, aus Liebe zum evangelischen Volk unternommenen und mit treuester Gewissenhaftigkeit durchgeführten Revisionswerkes gewesen.

*) Genauer: von dem Text des Jahres 1857.

**) Ueber die radikalere Textkritik der Bibelrevisoren in England, die seit 1870 das alte englische Neue Testament von 1611 zu berichtigen hatten, vergl. Schlottmann a. a. O. S. 72 f.

Man hätte aber meinen können, die der heutigen Sprachweise angepaßte Ausgabe der Lutherbibel vom Jahre 1545 wäre die zweckmäßigste Grundlage für ihre Berichtigung gewesen. So urteilte auch ursprünglich der Evangelische Oberkirchenrat in Berlin. Aber es ist zu beachten, daß dann die Gemeinde ein ihr ganz fremdartiges Werk in die Hand bekommen hätte. Z. B. heißt die Stelle 1. Kor. 13, 8 bei Luther im Jahre 1545: „Die Liebe wird nicht müde; es müssen aufhören die Weissagungen, und aufhören die Sprachen, und das Erkenntnis wird auch aufhören;" und erst nach Luthers Tode in der von Rörer 1546 besorgten Ausgabe findet sich die uns geläufige Uebersetzung: „Die Liebe höret nimmer auf, so doch die Weissagungen aufhören werden u. s. w." An mindestens 200 Stellen ferner greift die jetzt übliche in das Gedächtnis des Volkes eingegangene Form der Bibelübersetzung von der Ausgabe des Jahres 1545 auf frühere Ausgaben Luthers zurück. Auch hat sich längst eine ganze Reihe von Aenderungen nach dem biblischen Grundtext in die gebräuchlichen Lutherbibeln eingebürgert.*) So war es durchaus zweckmäßig, die verbreitetste und relativ beste Textgestalt, wie wir sie in den Cansteinschen Bibeln haben, der Revision zu Grunde zu legen. Denen also, die den „alten ungebesserten Luthertext" behalten wollen, ist zu sagen: den haben wir gar nicht mehr, wir haben die Lutherbibel längst schon nur als eine revidirte, nur über das Maß der nötigen sprachlichen und sachlichen Berichtigungen kann noch Streit sein, und dabei handelt es sich nicht bloß um Korrekturen nach dem Grundtext, sondern häufig gerade auch um Wiederherstellung des ursprünglichen, im Lauf der Zeit verderbten und mißverstandenen Luthertextes.

Dieses Zurückführen des modernen Cansteinschen Textes auf den ursprünglichen Luthertext war allgemeiner Billigung sicher, wenn es sich um bloße Tilgung alter Druckfehler handelte, (z. B. Hebr. 11, 1, wo Luther schrieb „nicht zweifeln"), oder um Beseitigung von Willkürlichkeiten und Fahrlässigkeiten früherer Herausgeber oder Korrektoren, die Luthers Sprache nicht mehr genau verstanden. Dahin gehören die häufigen Verwechslungen von Singular und Plural, Präsens und Imperfekt von „das" und „daß", „denn" und „dann", „wenn" und „wann", „nachdem" und „nach dem" u. s. w., deren Unterscheidung gemäß der Grammatik und Schreibweise Luthers für uns sich leicht verwischt; so entstand z. B. die sinnlose Wendung Röm. 1, 19 „daß man weiß, daß Gott sei," Luther meinte: das (was) man weiß von Gott, daß er sei. In Jes. 5, 23 heißt es nach Luther: „Wehe denen, die den Gottlosen (accus. sing.) recht sprechen (= gerecht sprechen)", daraus entstand das Verkehrte: Wehe denen, die den Gottlosen (dat. plur.) Recht sprechen. Die „Königin von Reicharabien (von Arabia felix, dem reichen Arabien)" 1. Kön. 10, 1 wurde zur „Königin vom Reich Arabien," u. s. w.

Schwieriger war das Verfahren, gänzlich veraltete und abgestorbne Wörter und Konstruktionen durch verständliche Ausdrücke zu ersetzen. Hinsichtlich der Sprachformen und des Wortvorrats galt es, folgende zwei Grundsätze auszugleichen:

1. Das religiöse Bedürfnis fordert, daß das Verständnis der Bibel nicht ohne Not erschwert werde. Die Schule muß wünschen, daß das Hauptlesebuch des Volkes sich möglichst der Sprache anschließe, welche die Schule für den schriftlichen Gebrauch zu lehren und einzuprägen hat. 2. Auf der andern Seite darf durch diese Forderungen das Wesen des ursprünglichen Textes nicht zerstört werden. Denn die Kraft und Schönheit der Sprache giebt Luthers Bibel gerade auch für Kirche und Schule ihren unschätzbaren Wert.

Frommanns sprachliche Bearbeitung der Probebibel hatte vielseitigen und lebhaften Widerspruch erfahren, weil er jenem zweiten Grundsatz auf Kosten des ersten einseitig Rechnung getragen habe, während freilich ein Meister der Sprachwissenschaft, wie J. Zacher (in der Zeitschrift für deutsche Philologie Bd. XVIII. S. 376 ff.) ihn, den „besten Kenner der Lutherschen Sprache," wegen seiner „gewissenhaften und taktvollen" Arbeit, die „vielleicht unberechtigten Forderungen gegenüber noch zu nachsichtig" gewesen sei, energisch in Schutz nahm. In der

*) Vgl. Näheres bei Kühn. Die Revision der Lutherschen Bibelübersetzung (1883), S. 13 ff.

neuen revidirten Bibel hat man die Bedenken gegen die zu weit gehende Wahrung Lutherscher Sprachgüter zum Teil als berechtigt anerkannt, andrerseits aber sich doch bemüht, den „ehrwürdigen Rost der Luthersprache," oder, wie J. Grimm sagt, ihren „heiligen Kirchenstil" als Schutz gegen die zunehmende Verblassung und Verarmung der deutschen Sprache möglichst festzuhalten. So lesen wir auch in der revidirten Bibel Wörter wie: altvettelich, fernig, firn, etwo, löcken, risch, Teiding, Sintflut — letzteres hier öfter, als in der Probebibel —; ferner die Formen: hie, zwo, zween, empfahen, stund, gebeut, fleußt, fragete, zerbrichest, gut Werk, Fährlichkeit, kommen (für: gekommen), wegen (= bewegen, Eph. 4, 14 u. ö.), allerdinge; ferner Konstruktionen wie „rufet dir" (Joh. 11, 28), „was hilft michs" (1. Kor. 15, 32), „ich kenne des Menschen nicht" (Matth. 26, 72), „gegen dieser Klarheit" (2. Kor. 3, 11), „was er aufs Fest gethan hatte" (Joh. 4, 45). Aber getilgt sind, wie schon in der Probebibel: endelich (= eilends, Bescheidenheit (2. Petr. 1, 5), thürstiglich, fast (= sehr), lieber (= doch) u. a. m. Und nicht mehr lesen wir solche Formen, die noch die Probebibel hatte, wie: du weißest, du sagest's, des Nachtes, die Finsternisse, versammlet, die Mauren, sahe, weiterfahren (1. Mos. 18, 29), versprach sich (Luk. 22, 6), bei die Knechte (Matth. 26, 58); auch das früher noch festgehaltene „zwar" (= fürwahr) und „weder" (= „als" nach Komperativen) ist jetzt getilgt. Bemerkenswert ist ferner, daß man bei verwickeltem Satzbau, der in der Probebibel noch als unantastbar galt, durch leise, geschickte Korrekturen zuweilen sehr glückliche Erleichterungen geschaffen hat; man lese z. B. Joh. 13, 3 (und Jesus wußte); Röm. 1, 19; Röm. 2, 14 (so die Heiden . . doch von Natur thun des Gesetzes Werk, sind dieselben . . . ihnen selbst ein Gesetz); Hebr. 6, 4—7 (es ist unmöglich, die . . . . wiederum zu erneuern . .); besonders hat die Fassung einiger Perikopen dadurch gewonnen, man vergleiche 2. Kor. 6, 3; Eph. 3, 17; Hebr. 9, 11 f. — Jedenfalls ist die sprachliche Revision im Gegensatz zur frühern Willkür und Planlosigkeit nun einheitlich und nach festen sachlichen Prinzipien durchgeführt worden, indem einerseits die Eigenart der Sprache Luthers im ganzen reiner und konsequenter wiederhergestellt ist, andrerseits aber die wirklich abgestorbenen Sprachelemente konsequenter als bisher ausgemerzt worden sind. Dabei war Rücksicht zu nehmen „nicht nur auf die vielfach erstarrte Schulgrammatik, sondern ebenso auf die flüssige Grammatik der lebendigen Volkssprache." (Vergl. Fricks Vorwort, Schluß.)

3

Der wichtigste und verantwortungsvollste Teil der Arbeit war die Berichtigung nach dem Grundtext. Eine solche ist zweifellos im Sinne des Reformators, der seine Uebersetzung nicht als eine Art unantastbarer Vulgata angesehen wissen wollte, der vielmehr selbst zeitlebens an seinem Meisterwerk gefeilt und gebessert und dazu den Rat seiner sprachkundigen Freunde gesucht hat. Und sicherlich hat das protestantische Volk ein Recht darauf, daß der gesicherte Ertrag der im Verlauf von drei und einhalb Jahrhunderten fortgeschrittnen Schriftforschung in der Gemeindebibel an allen den wichtigern Stellen eingesetzt werde, bei denen Luther vermöge des niedern Standes der exegetischen Wissenschaft seiner Zeit den ursprünglichen Sinn der heiligen Schriftworte gröblich verfehlt, ihren Zusammenhang nicht erkannt oder den in ihnen enthaltnen Reichtum nicht voll zur Geltung gebracht hat. Die sehr vorsichtigen Grundsätze, die hierbei die theologische Revisionskommission gemäß der von der Eisenacher Konferenz gegebnen Direktive befolgt hat, sind folgende:

1. Wie überhaupt aller unnötigen Aenderungen, so wollte man sich besonders solcher Aenderungen enthalten, welche etwa nur den Zweck haben könnten, eine Stelle wörtlicher zu übersetzen, als Luther sie übersetzt hat. 2. Wenn man ändern wollte, so mußte man nicht nur von der Unrichtigkeit der Lutherischen Uebersetzung, sondern auch von der Richtigkeit der an ihre Statt tretenden Uebersetzung möglichst überzeugt sein. 3. Man wollte Sprüche, welche durch den Gebrauch, der in der Kirche und Erbauungslitteratur von ihnen gemacht wird, dem Volke in der Lutherischen Fassung lieb geworden sind, womöglich unverändert beibehalten, oder nur leise Aenderungen an ihnen vornehmen. 4. Man wollte, wenn man einmal änderte, genügend und konsequent ändern, so daß man sich auch in dem Falle nicht von einer

als nötig erkannten Aenderung abbringen ließ, wenn viele Stellen dabei in Frage kommen. 5. Man suchte alle Aenderungen so zu gestalten, daß sie nach ihrer ganzen Ausdrucksweise in die Lutherbibel hineinpassen und nahm deswegen die zu wählenden Wörter fast durchgängig aus dem Sprachschatze der Lutherbibel.

Als die der Berichtigung bedürftigste Stelle des Neuen Testaments hatte D. Nitzsch auf jenem Stuttgarter Kirchentag (1857) Matth. 28, 1 (mit den Parallelen) bezeichnet, weil hier Luthers falsche Uebersetzung die biblische Begründung des christlichen Sonntags undeutlich macht. Keine Frage war ferner, daß offenbare naturgeschichtliche Irrtümer Luthers, wie Jes. 34, 15 (der Eier legende Igel), Hiob 39, 13 f. (die Unbarmherzigkeit des Storches gegen seine Jungen), oder geographische Irrungen, wie 5. Mos. 2, 24 u. s. w. (Luther wußte nicht, was Arnon sei), Apg. 17, 11, Gal. 4, 25, oder archäologische Versehen, z. B. Luthers Schreibung „Söhne Jeminis" statt „Benjaminiten", richtig gestellt werden mußten. Auch schlechthin Falsches, z. B. 1. Mos. 27, 39; Jes. 9, 1; Ps. 126, 4, wo Luthers Uebersetzungen das gerade Gegenteil des Grundtextes wiedergeben, oder wie Hebr. 10, 34; Offb. 2, 17; 11, 2, wo ihm ein falscher griechischer Text vorlag, oder solche ohne Luthers Randglossen völlig unverständliche Stellen, wie 1. Mos. 49, 22 (die im Regiment einhertretenden Töchter), Jes. 9, 3 (Du machst der Heiden viel u. s. w.*), Ps. 72, 6 (Regen auf das Fell), ferner Hiob 21, 19; 24, 18; 39, 20 (Preis der Nase), oder auch Dinge, die Luther der falsch übersetzenden Vulgata einfach nachgeschrieben hat, vgl. Spr. 11, 25; Jes. 46, 3; 66, 9; Mal. 2, 16: dergleichen gehörte zweifellos zu dem, was „im Interesse des Schriftverständnisses" abzuändern „notwendig und unbedenklich" war. Wichtig war ferner die Korrektur solcher Stellen, die in Luthers Fassung lehrhaft bedenklich sind; man vergleiche außer der oben erwähnten Stelle Matth. 28, 1 noch besonders 2. Mos. 3, 22; 12, 36: statt Luthers „leiheten" ist „willfertig waren", und für „entwandten es den Aegyptern", ist in der Probebibel „beraubten also die Aegypter", in der revidirten Bibel „so nahmen sie es von den Aegyptern zur Beute" eingesetzt worden. In Ps. 139, 5, wo durch Luthers Verdeutschung der Gedanke einer die sittliche Selbstthätigkeit ausschließenden Prädestination nahe gelegt ist, hat die Probebibel: „rückwärts und vorwärts umgiebst du mich", die revidirte Bibel: „von allen Seiten umgiebst du mich." Auch Röm. 13, 5 ist hierher zu rechnen, wo es jetzt richtig heißt: Darum ists not, unterthan zu sein.

Oefter wurden durch geringe Aenderungen sinnstörende Stellen, die bei Luther das Verständnis des Zusammenhangs unmöglich machten, verbessert, z. B. Jes. 52, 13—15; Mich. 6, 6 f.; Ps. 107, 33 ff.; oder es wurde ein von Luther verfehlter Gedanke, der aber gerade an der betreffenden Stelle wichtig und eigentümlich ist, der Gemeinde neu dargeboten; als Beispiele dienen einige Psalmenstellen: Ps. 11, 7; 22, 32; 30, 6; 39, 10; 71, 17; 131, 2. Unverkennbar sind solche Schriftstellen nun ergreifender und erbaulicher geworden.

Als besonders bedeutsame Abänderungen nach dem Grundtext seien aus dem Alten Testament folgende hervorgehoben: 1. Mos. 49, 10 erste Hälfte („der Stab des Herrschers", in der Probebibel noch „ein Meister"); Ps. 8, 2. 4 ff. (V. 2 in der Probebibel noch unverändert); Ps. 51, 7 („in sündlichem Wesen geboren"**); Hiob ganz, vgl. besonders 19, 25 ff., wo Luthers alte Uebersetzung noch in Perlschrift angemerkt ist; Jes. 53, 9 („man gab ihm bei Gottlosen sein Grab, und bei Reichen, da er gestorben war", in der Probebibel noch: „er ist gestorben wie ein Reicher"); Sach. 11, 7 („Huld, Eintracht" statt „Sanft, Weh"); Hagg. 2, 7 (Luther: „aller Heiden Trost", Probebibel: „aller Heiden Köstlichstes", revidirte Bibel: „aller Heiden Bestes"***); Spr. 30, 8 („beschieden", Probebibel noch: „bescheiden"). Dagegen sind folgende wichtige Stellen, wie in der Probebibel, so auch in der neuen, unverändert geblieben, weil man ihre Abänderung nach dem Grundtext im Interesse des Schriftverständnisses der Gemeinde nicht für notwendig erachtete, (teils wegen mangelnder Uebereinstimmung der Auslegung, teils

*) Vgl. hierzu Schlottmann a. a. O. S. 33 ff.
**) Vgl. dazu Schlottmann a. a. O. S. 38 ff.
***) Vgl Schlottmann a. a. O. S. 40 f.

wegen Gewöhnung der Gemeinde): 1. Mos. 49, 10 zweite Hälfte („Held“), Ps. 39, 13 („Pilgrim und Bürger“), Ps. 84, 7 („die Lehrer mit viel Segen geschmückt“), Jes. 9, 6 („Kraft, Held“), Jes. 28, 19 („Anfechtung lehrt aufs Wort merken“), Jes. 38, 17 („siehe, um Trost war mir sehr bange u. s. w.“), Jer. 17, 9 („das Herz ein trotzig und verzagt Ding“).

Die meisten Berichtigungen finden sich wohl im Buch Hiob, in Hes. 40 ff. und in den Apokryphen, während man bei den Büchern, die der Gemeinde am vertrautesten sind, bei 1. Mose, Psalter, Jesaia, Neuem Testament, besonders schonend und zurückhaltend verfuhr. Doch hat die letzte weniger ängstliche Revision hier noch manches ausgeglichen. Dieser schon am Alten Testament mehrfach belegte Fortschritt der neuen revidirten Bibel über die Probebibel hinaus soll noch am Neuen Testament kurz veranschaulicht werden.

Da das revidirte Neue Testament seit 1870 weit verbreitet ist, sind die betreffenden, in der Probebibel wiederholten, Berichtigungen ziemlich bekannt; als wichtigere seien außer den schon erwähnten noch folgende notirt: Matth. 5, 13; 15, 5; 26, 8. 12; Mark. 3, 21; Luk. 11, 36. 52; 19, 42; Joh. 1, 21 (Setzung des bestimmten Artikels auch Matth. 5, 35; Joh. 10, 12; 15, 1; Offb. 21, 3 u. ö.); Joh. 4, 23 f.; Apg. 2, 3. 40; 3, 13. 16; 17, 22; 20, 7; Röm. 5, 7. 14; 8, 3; 11, 15; 13, 11; 1. Kor. 9, 3. 6; 13, 5; 14, 12. 27; 15, 44 f.; 2. Kor. 5, 6; 6, 12; Gal. 3, 1; Eph. 1, 9 f.; 3, 19; 5, 16; Phil. 1, 18; 1. Thess. 4 f., 5; 1. Petr. 2, 24; 3, 20; 1. Joh. 2, 23; 5, 6 ff.; Hebr. 2, 7; 9, 1. 4. 8. 9. 11. 24; 12, 9. 23; Jak. 2, 4; Jud. 10. 12. 23; Offb. 1, 13; 2, 14; 4, 8; 12, 10; 19, 13.

In der neu durchgesehenen Bibel sehen wir, daß zwar einige frühere Aenderungen zurückgenommen sind, so Röm. 9, 28; 1. Kor. 14, 11 („undeutsch“ getilgt, dafür „Wälscher“). Die bedeutsamsten neuen Berichtigungen aber nach dem Grundtext sind folgende: Matth. 1, 19 („in Schande bringen“); Matth. 28 Schluß die Anmerkung zum Taufbefehl; Mark. 14, 15 („mit Polstern versehen“ statt „gepflastert“); Luk. 4, 18 (nach Jes. 61, 1 korrigirt); Luk. 18, 7 („sollte er's mit ihnen verziehen?“); Joh. 13, 33; 14, 1. 3 („glaubet an Gott u. s. w.“); Apg. 4, 12; 19, 12 („Binden“ statt „Koller“); 27, 40; Röm. 11, 28; 13, 12 („die Nacht ist vorgerückt, der Tag aber nahe herbeikommen“); 1. Kor. 15, 32; Gal. 4, 1 f. („unmündig“); 2. Petr. 1, 19 („und haben desto fester das prophetische Wort“); 1. Joh. 2. 12. 13. 14; 4, 8. 16 („Gott ist Liebe“); 2. Joh. 6; Hebr. 9, 11—14; Jak. 1, 11. 13 („Gott kann nicht versucht werden, und er selbst versucht niemand“); V. 24 („vergisset von Stund an“); Jak. 2, 18 („zeige mir deinen Glauben ohne Werke u. s. w.“); Jak. 4,5 f. („der Geist, der in euch wohnt, begehrt und eifert u. s. w.“), Jak. 5, 5. 10. 12; Offb. 22, 6. 19. 20.

Alle solche Aenderungen sind im großen und ganzen nicht so tief einschneidend, daß dadurch der Totaleindruck der Lutherbibel verwischt würde, und doch durchgreifend genug, um der Gemeinde in zahlreichen einzelnen Stellen und zusammenhängenden Abschnitten — namentlich auch in den herkömmlichen Sonntagsperikopen — ein richtiges und gründliches Schriftverständnis zu erleichtern.

Schließlich sei noch auf die wertvollen Beigaben zum Bibeltext, soweit sie in die Revisionsarbeit eingeschlossen waren, hingewiesen: auf den knappen gehaltreichen Anhang „Einzelne Wort- und Sacherklärungen“ von D. Riehm und auf die von der Württembergischen Bibelgesellschaft sorgfältig berichtigten Parallelstellen, Sinnabschnitte und Kapitelüberschriften.

Wir hoffen und wünschen, daß diese aufs neue zugerichtete deutsche Bibel sich fähig erweise, ein Gemeingut der evangelischen Kirche zu werden, und daß von dem nun vorliegenden vollendeten Werk auf weite Kreise der evangelischen Christenheit wirksame Anregungen zu fleißigem Schriftgebrauch und zu neuer Vertiefung in Gottes Wort ausgehen mögen.

O A

Die Durchführung von General Booths

„Weg aus dem dunkelsten England“

Nimmt man den ersten Jahresbericht über die seit der Publikation des „Im dunkelsten England“ gethane soziale Arbeit zur Hand, den Mr. Bramwell Booth, der Sohn des Generals der Heilsarmee, vor kurzem herausgegeben hat, so kommt einem vor allem unwillkürlich der Wunsch, sich an Ort und Stelle zu begeben und mit eignen Augen zu sehen, wie die große in den Slums von London errichtete Reinigungsmaschine bei der Arbeit ist. Arbeit scheint sie wirklich zu verrichten, denn jede Seite unsers Berichtes ist voll von erzielten Erfolgen. Sicherlich hat der Verfasser aus Mangel an Stoff keine Not ausgestanden, wie einige uns wollten glauben machen. Im Gegenteil, man fragt sich staunend, was wohl eine geschickte Feder aus solcher Fülle des Materials gemacht haben würde.

Wer täglich von tausenderlei Gestalten menschlichen Elends umgeben, mitten in der klaffenden, eiternden Wunde der sozialen Not lebt und webt wie diese Leute, der muß etwas zu berichten haben, und wenn er bei der traurigen Arbeit am Ende weder zur Verzweiflung noch zum Indifferentismus gelangt, so muß dieser Bericht schon einigen Erfolg enthalten. Oder hätten wir es bei den Salutisten mit einer Art von geistig Farbenblinden zu thun, denen alles rein, klipp und klar erscheint, sobald es unter ihre Fahnen getreten ist? Erinnern wir uns nicht zu gut eines professorenartig aussehenden jungen Salutisten mit blankgeputzter Brille und in einem Anzug von tadellosem Schnitt, nach dessen ungewöhnlich feinem Aeußern man auch geistig höhere Erwartungen auf ihn setzte und der vor einer Versammlung allen Ernstes versicherte, seitdem er der Heilsarmee beigetreten und bekehrt sei, wäre sein Herz so weiß wie Schnee, „ja noch weißer als Schnee“ und dergl. mehr, worauf er sich in aller Gemütsruhe wieder an seinen Platz setzte, nicht ahnend, daß es seine Zuhörer wahrscheinlich mehr erbaut hätte, wenn auch seinem Verstande etwas von der gerühmten Lauterkeit und Klarheit seines Herzens zuteil geworden wäre. Dergleichen und ähnliche Dinge sind es, denen die Salutisten ihren ganz besondern Ruf verdanken, für den es wohl keine bessre Bezeichnung giebt als die schon auf sie angewandte: Wunderliche Heilige.

Doch vergesse man nicht, mit wem sie es zu thun haben.

Eines ist sicher: die soziale Frage dehnt sich nach unendlich vielen Seiten hin, und wer dort unten steht in dem modrigsten tiefsten Schlamme, hat ein andres Feld vor sich und muß mit andern Instrumenten und nach andrer Methode zu Werke gehen, als wer in entwässertem Erdenreiche arbeitet; und es ist noch nicht bewiesen, daß die Methode des Generals sich nicht doch als die beste für sein bestimmtes Feld erweist. Solange dort nicht auch von andrer Seite ebenso weitgehende Erfolge erzielt werden, ist dies jedenfalls anzunehmen.

Freilich, es giebt viele, die nicht daran glauben wollen, daß diese und ähnliche Versuche unser morsches soziales System mit neuem, solidem Gebälk unterbauen und befestigen können. In ihren Augen beschleunigen sie nur den unvermeidlichen endlichen Einbruch. Sie fühlen, wie die Trommeln und Hallelujas der Heilssoldaten den alten Bau bis in seine Grundfesten hinein erschüttern, und zittern vor dem Zusammensturze. Was den einen gegeben wird, das wird den andern genommen. Diese hungrigen, zerlumpten Kreaturen, diese Good-for-nothings, die plötzlich wie Ungeziefer aus ihren Höhlen hervor ans Tageslicht kriechen, ziehen andern ehrlichen und respektablen Menschen das Brod aus dem Munde. Die Gaben der Wohlthätigkeit beschränken sich nun einmal auf ein bestimmtes Quantum, worüber das Publikum nicht hinausgeht; und Arbeit ist ebenfalls nur in bestimmtem Quantum vorhanden, so daß, will man alle diese Faulenzer von dem Boden der Gesellschaft auffischen, man die andern Fleißigen und Wohlverdienten beraubt.

Könnte man wohl ein stärkeres und vernichtenderes Verdammungsurteil gegen unser soziales System aussprechen, als in solchen Argumenten enthalten ist? Und giebt es für diese Faullenzer, Verbrecher und Trunkenbolde und wie sie alle heißen mögen, die die Gesellschaft aus ihrem Schoße verstoßen

hat, eine glänzendere Rechtfertigung als dieses hiermit stillschweigend gemachte Zugeständnis, daß ihre Existenz in der Gesellschaft als Verbrecher, Faullenzer und Trunkenbolde notwendig ist? Werden sie hierdurch nicht zu den unschuldigen, weil notwendigen Opfern eines Organismus, dessen innewohnender Krankheitsstoff sich lokalisiren und an einer Stelle entäußern muß, damit nicht das Ganze daran erstické? Sie sind somit die Opfer und die Erretter der Gesellschaft, die ihr Leben dahingeben, damit diese leben kann — und deswegen werden sie von ihr verachtet und verdammt?

Wer so urteilt, der kommt notwendigerweise zu einer deductio ad absurdum, wo Gut und Böse, Recht und Unrecht, alles wirkliche Sein vor dem moralischen Auge schwindet und nichts als eine Welt notwendiger und daher unvernünftiger Erscheinungen übrig bleibt, die sich in ewig automatischer Weise nacheinander entrollen, unbehindert von menschlichem Eingreifen. Kein Wunder, daß bei solchen Ueberzeugungen oder Ansichten der Mensch das Eingreifen unterläßt, denn diese Ueberzeugungen sind die Paralyse jeder menschenwürdigen That.

Wer so denkt, in dessen Kopfe konnte Booths wahrhaft gewaltiger Plan nicht entspringen. Denn dieser wie alle ähnlichen Pläne und Werke ist das Resultat des Glaubens, eines enthusiastischen Glaubens an den endlichen Sieg des Guten im Menschen und einer ebenso enthusiastischen Weigerung anzuerkennen, daß soviel Not und Elend im Plan einer gütigen Vorsehung liegen könne.

Der ganze Plan, den Booth in seinem Buche entworfen, und über den wir im vergangnen Jahre berichteten, ist bis auf die überseeische Kolonie ausgeführt worden. Statt der 100 000 Pfund Sterling, die er forderte, sind 110 000 Pfund eingelaufen. Das in London schon in Angriff genommene Werk ist dem Vorsatze gemäß dort wie auch in der Provinz verwertet worden. An der Küste von Essex, nahe der Mündung der Themse, ist die Farmkolonie gegründet worden, wozu 1150 Acker Land, die drei Farmen mit dazugehörigen Farmgebäuden umfassen, zum Preise von rund 20 000 Pfund Sterling angekauft wurden. 200 Acker hiervon sind zur Zeit der Hochflut vom Meere überschwemmt und müssen erst eingedämmt werden, um dann mit dem Schmutz und Schutt der Hauptstadt befruchtet zu werden. Ein spezielles Schiffswerft für den Verkehr mit der Farmkolonie befindet sich in Battersea, London, und, damit selbst von den entferntesten Enden der Farmen der Verkehr mit der Hauptstadt leicht vor sich gehen könne, werden Tramways bis an das Farmwerft gelegt. Die ersten dreißig Arbeiter, die von der Citykolonie dort hinausgeschickt wurden, landeten im Mai vergangnen Jahres. Im ganzen sind bis jetzt 314 Leute dahingesandt. Davon sind 72 aus verschiednen Gründen wieder entlassen worden. Ob die Farm in finanzieller Hinsicht ein Erfolg ist, das wird erst die Zukunft lehren. Alles, was man zu erreichen sucht, ist, Kosten und Einnahmen zu decken und dies ist während der ersten sechs Monate beinahe gelungen: die Ausgaben übersteigen die Einnahmen nur um 116 Pfund Sterling.

Die dort aufgenommen werden, müssen sich vorher bereits bei weniger ansprechender Arbeit ihre Sporen verdient und wenigstens einen Monat in einer der Fabriken in London gearbeitet haben; denn Beförderung nach der Farmkolonie ist eine Belohnung.

Fabriken, Elevators genannt, und kleinere Werkstätten sind schon in großer Anzahl vorhanden; in der That fast jedes Handwerk ist vertreten. Wer dort eintritt, erhält während der ersten vier Wochen nur Nahrung und Obdach für seine Arbeit. Erst wenn er sich in dieser Zeit bewährt hat, wird er mit Geld bezahlt, bekommt bessre Nahrung und ein bessres Nachtlager. Die Schlafsäle sind von dreierlei Art: in dem dritter Klasse, wo der Neuangekommene untergebracht wird, sind lange Reihen schmaler, sargähnlicher Kasten, die mit einer Matratze zur Unterlage und einem Fell zur Bedeckung versehen sind. Hier wird das Nachtlager mit 20 Pfennigen berechnet. In der zweiten Klasse, die das Doppelte kostet, ist die Bettstatt von derselben Art, doch das Zimmer ist besser wie auch die Beleuchtung. Die sich jedoch bis zur ersten Klasse hinaufarbeiteten, haben Sprungfedermatratzen, wollne Decken und Bettlaken.

Wie man sieht, läßt Booth in seinem System das gesunde Prinzip vorwalten, den Wert der Arbeit nicht allein nach der Stundenzahl, die sie gekostet, sondern nach ihrer Güte zu berechnen. Er schert nicht alles über einen Kamm, sondern macht Unterschiede je nach Verdienst und schafft somit einen gesunden Klassengeist, der Ehrgeiz und Streben wachruft, ohne die er es zu nichts bringen würde.

Die Ordnung in diesen Elevators muß streng beobachtet werden. Die Arbeit beginnt um 6½ des Morgens, 8½ Frühstück, dann Arbeit bis 12, Mittagessen 12½. Arbeit bis 5, 5½ Abendessen. Jedem steht es frei, auszugehen bis 7½, dann obligatorischer Gottesdienst bis um 9, (in Shelters ꝛc. besteht diese Verpflichtung nicht). Um 10 Uhr muß alles im Bette sein.

Daß wegen eines niedrigern Arbeitslohnes die in diesen Fabriken erzeugten Produkte auch zu niedrigern Marktpreisen als den üblichen geliefert und folglich die andern Industriellen dadurch ruinirt werden, wird in dem Berichte bestritten. Von den Holzhackern z. B. sagt Booth, ihre Löhne seien nie niedriger gewesen als die von der Brennholzhacker-Union festgesetzten, und was die Schusterei anbetrifft, meint er, sei auch hier der Vorwurf unbegründet, da sie Stiefel und Schuhe für Leute machten, die bislang keine getragen hätten, und dasselbe sei der Fall in vielen andern Industriezweigen.

Sobald ein Mann mehr verdient als Kleidung und Nahrung, ist er gezwungen ein Drittel des überschüssigen Geldes in einen Reservefonds zu zahlen, woraus bei seinem Abgange und Eintritt in eine neue Lebensstellung etwaige Kosten für Werkzeuge, Kleidungsstücke, Reise ꝛc. bestritten werden. Ueber die übrigen zwei Drittel darf er nach eignem Gutdünken verfügen. Doch kommt es manchmal vor, daß gewohnheitsmäßige Trinker, sobald sich ein Einfluß zum Guten bei ihnen geltend gemacht, keinen Pfennig ihres Verdienstes berühren wollen — aus Furcht, wieder die Beute jener fürchterlichen Leidenschaft zu werden. Es ist überhaupt bemerkenswert, daß bei weitem die größte Anzahl der Opfer des Pauperismus auf die Trunksucht zurückzuführen ist, wie auch aus jener kürzlich von Charles Booth (kein Salutist) veröffentlichten Statistik hervorgeht. Lady Somerset schreibt (in der North American Review vom Januar dieses Jahres):

> Ein flüchtiger Blick genügt, um hier (Whitechapel, London) den Fluch der Armen Londons zu erkennen. Die Frauen trinken. Mütter, Töchter, Schwestern, Erwachsene und Kinder in zartem Alter — alles geht zum Gin-shop (Branntweinladen) . . . Es ist unmöglich den Einfluß, den seelenzerstörenden Einfluß zu überschätzen, den der Trunk auf die Familien der Armen ausübt, denn ich bin überzeugt, daß hierdurch die Idee des Guten und des Bösen, wo sie noch nicht ganz verloren gegangen, in hoffnungslose Verwirrung gerät. Es ist nichts Ungewöhnliches, daß eine Mutter, die seit ihrer Verheiratung ihrem Manne eine treue Ehefrau gewesen und vielleicht vor ihrer Verheiratung ein tugendhaftes Mädchen war, gleichgiltig zusieht, wenn ihre Tochter goes on the streets, und sich in der Legion jener zahllosen Opfer verliert, die stündlich dem Dämon des Lasters anheimfallen . . .
>
> Unser langjähriger Mammondienst trägt die Schuld, daß die Schande der Armut und die Schande der Sünde miteinander verwechselt werden.
>
> . . . Man braucht nicht viel Prophetengeist zu besitzen, um die Zukunft einer Stadt vorherzusagen, die ihre Jugend in die elenden verdammenswerten Gelasse sperrt, die die Schande der East side sind.

Die Trunksucht ist das am weitesten verbreitete Uebel, das auszurotten alle Versuche vergebens zu sein scheinen. England verausgabt jährlich die Summe von 130 000 000 Pfund Sterling für Spirituosen, oder 2 600 000 000 Mark!

Es ist unmöglich, auf das ganze Werk in allen seinen Verzweigungen hier näher einzugehen: da sind eine Anzahl von Shelters, Heimstätten, eins für frühere Gefangne, vierzehn für Frauen, ein Büreau zur Stellenvermittlung, eine Kinderbewahranstalt, eine Bäckerei, besondre Werkstätten für Frauenarbeit — in der That, es wird ebenso schwer halten sich durch alle diese hindurchzufinden als durch die Spalten des Berichtes selbst dem es an nichts mehr als an einer übersichtlichen Darstellung gebricht.

Wir beschränken uns im Folgenden auf einige Angaben, die eine Vorstellung von dem Umfange des Werkes in London geben werden.

In den Speisedepots sind im Laufe des Jahres 2606000 Mahlzeiten verabreicht, davon waren 210000 gratis, die andern sind mit 5 bis 40 Pfennigen bezahlt worden; die Ausgaben hierfür betragen 26000 Pfund Sterling und die Einnahmen 24000 Pfund rund. Man bezweckt mit diesen Speisedepots einer Klasse von Menschen zu helfen, die nicht heimatlos, aber dem Verhungern nahe sind. Für die gänzlich Heimatlosen bestehen acht Shelters, wo man Nachtlager, Abendbrot, Frühstück und Bad zum Preise von 20, 40 oder 60 Pfennigen erhält, für den höhern Preis mehr Komfort und bessres Essen.

In dem Heim für die aus dem Gefängnis Entlassnen haben im Laufe des Jahres 290 Männer Unterkunft gefunden. Doch bei weitem erfolgreicher scheint die Arbeit unter den Frauen einer gewissen Klasse gewesen zu sein, da für diese bereits vierzehn Rescue Homes oder Rettungshäuser bereit stehen und ein fünfzehntes bald eröffnet werden wird.

Leider sind dies alles nur trockne Zahlen, während der Bericht voll ist von den Lebensgeschichten dieser Elenden und Unglücklichen. Und was für Geschichten! Meistens mit wenigen Worten, auf einer halben Seite und in halben Andeutungen gegeben, aber ein lebenslanges Leid enthüllend.

Da ist z. B. die Geschichte Eileen Cunninghams, die wir uns nicht enthalten können, hier zu wiederholen.

Sie ward geboren als die Tochter eines irischen Obersten, der sich von seiner Frau trennte, in Schulden geriet und starb und seine kleine Tochter unversorgt, allein in der Welt zurück ließ. Das fünfzehnjährige hübsche Mädchen nahm Stellung als Bonne in einer Londoner Familie. Eines Tages traf sie auf einer Ausstellung einen Herrn, der sie mit nach Hause nahm, sie mit Geschenken und Schmeicheleien gewann und bei sich behielt. Da dauerte es denn nicht lange und Eileen ergab sich dem Trunke, doch bis zu einem solchen Grade, daß der feine Beschützer sich ihrer entledigen mußte. Sie ging und setzte ihr elendes Dasein fort, wie man sich denken kann, bis sie in der Verzweiflung einer ersten unglücklichen Liebe sich vor einen heranbrausenden Zug wirft. Doch sie wird gerettet, vor Gericht gestellt und in eine Bessrungsanstalt geschickt, von wo sie bald entschlüpft, einige Zeit umherwandert, um sich dann in die Themse zu stürzen. Wieder wird sie gerettet und bekommt Gefängnisstrafe. Doch kaum entlassen, macht sie den dritten Selbstmordversuch und wird auch ein drittes mal gerettet. Hierauf berichtet eine hochgestellte Persönlichkeit über sie an Mrs. Bramwell Booth, der es gelingt, das Mädchen bei ihrem Austritt aus dem Gefängnis zu sich zu nehmen. Doch leicht war es nicht, sie zu überreden. „Sie haben keine Ahnung, was für einen Charakter das Mädchen hat,“ sagte Sir Justice Somebody. „Sie ist desperat, — gefährlich, muß in ein Institut hinter Schloß und Riegel“ u. s. w. Sie ward also wieder nach Hollowey-hail zurückgeschickt, während man Erkundigung einzog nach einem Heim, das sicher und eisenfest genug wäre für diese kleine wilde, gelbhaarige Celtin, deren Verbrechen darin bestand, daß sie einem Leben ein Ende machen wollte, das ihr nach zwanzigjähriger Erfahrung nichts als Elend zu enthalten schien; und die sie zu diesem Glauben gebracht hatten, setzten alle Satelliten des Systems, das sich um sie und ihre Vergnügungen dreht, in Bewegung, um es dahin zu bringen, daß sie nicht unter die Kontrolle derer gelange, die sich im Jahre 1885 mit vereinter Stimme gegen solches Unrecht, wie sie erlitten, auflehnten. Erst durch Verwendung einflußreicher Freunde kam es dahin, daß das Mädchen mit der Dame, die Mrs. B. Booth geschickt hatte, gehen durfte und nicht wieder in die Hände jener Frauen geriet, die ebenfalls gekommen waren, sie in Empfang zu nehmen neben einer gestrengen Frau, die der Richter auserkoren.

Doch Eileen war eine Offizierstochter und konnte sich nicht zu der demütigen Rolle entschließen, zu der man sie im Heim der Heilsarmee zwingen wollte. Sie verließ es nach kurzem wieder und ging zu einer jener vorhingenannten Frauen, die sich aber mit Eileen zugleich von ihrem frühern verrufnen Leben abgewandt hatte. Beide zogen nach einem kleinern Orte an der Küste, bis das Mädchen in einer bösen Stunde wieder

dem Trunke anheimfiel und sich dann über die Felsen ins Meer stürzte — um wieder gerettet und ins Gefängnis geworfen zu werden. Dann kam die endliche Wendung. Sie arbeitet jetzt seit einem Jahre still und ruhig in der zur Armee gehörigen Buchbinderei. —

Wie die Arbeit in den Slums beschaffen ist, läßt sich an dem Beispiel einer Dame, der Frau eines unitarischen Predigers in den Vereinigten Staaten, erkennen, die, mit der Armut in den amerikanischen Städten vertraut, die Londoner Slums besichtigen und einen Tag und eine Nacht dort zubringen wollte, doch schon nach anderthalb Stunden wieder umkehren mußte, weil sie in Ohnmacht gefallen war. So berichtet die ihr zur Begleitung mitgegebene Salutistin, zu der sie sagte, sie habe keine Ahnung gehabt, daß es solche Orte in der Welt gäbe.

In diesen elenden Gelassen sind von der Armee 26 Stationen errichtet, wo jene Mädchen und Frauen wohnen, die Tag und Nacht inmitten des Lasters und der Versunkenheit arbeiten. Und da sagt man noch, daß heute keine Heldenthaten mehr verrichtet werden!

Also geht dort unten, nach vielen Seiten hin verzweigt, das große Werk vor sich — in der That einer gewaltigen Maschine vergleichbar, wo alles ineinandergreift und eins aus dem andern erwächst. Die noch fehlenden Teile kündigen sich von selbst an und verlangen ins Leben gerufen zu werden.

Von den erhaltnen Geldern sind 25000 Pfund Sterling für die demnächst zu eröffnende überseeische Kolonie zurückgelegt worden. Die Stadtkolonie hat rund 40000 Pfund Sterling gekostet, die in Land, Gebäuden, Maschinen, Pferden, Ausstattung 2c. stecken. Im ganzen sind 75000 Pfund Sterling verausgabt und 35000 Pfund Sterling aufgenommen. Ueber die Finanzen der Farmkolonie ist schon berichtet.

Doch im laufenden Jahre soll das Werk um das Doppelte vergrößert werden: daher der Bedarf der weitern 30000 Pfund Sterling, die schon bei Veröffentlichung des Planes gefordert wurden.

An dem allen läßt sich ermessen, noch dazu wenn man bedenkt, von wie vielen andern Seiten her Hilfe und Rettung gebracht wird, zu welcher erstaunlichen Höhe die Not gestiegen ist.

Zu welcher Zeit in der Geschichte der Menschheit, von den dunkelsten Tagen der Unwissenheit an, hat man solch erschreckliche Not gesehen! Wann hat ein Armer gelitten, wie er heute leidet, wo man für jeden, der sein Diner mit Wein in einem Klub verspeist und zwar zu einem Preise, davon 25 Familien einen Tag lang leben könnten, Hunderte und Tausende von verhungernden Kreaturen zählt?

Wen beschleicht nicht, trotz all dem Guten, das gethan wird, trotz all der Bemühungen und tausendfachen Versuche zu bessern und zu helfen, die man mit Freuden konstatirt, manchmal eine erdrückende Schwermut ob des vielen, das zu thun übrig bleibt, ob der Schwierigkeit, an die Wurzel all des Uebels zu gelangen, die so tief, so unantastbar tief versteckt ist, daß nichts sie erreicht und es hydraartig immer von neuem wieder daraus hervorsprießt. Betrachtet man jedoch die vielen Fälle selbstloser, hingebender Arbeit, die von diesen Leuten verrichtet werden, so kann man trotz allen etwaigen Mängeln in der Ausführung nicht umhin anzuerkennen, daß sie mitarbeiten an der Zerstörung dieser Wurzel, denn ihre Arbeit ist gegen den grausamen Egoismus der menschlichen Natur gerichtet, der immer und immer wieder den Schwachen zur Beute des Starken macht, den verderblichen Interessenkampf fortsetzt und das Banner des Rechtes zum Gespötte der Menge macht.

Man kennt die Fabel von dem Krebs und dem Skorpion, die beide über einen Fluß gelangen wollten. Der Krebs nahm den Skorpion auf den Rücken und schickte sich an, ihn hinüberzutragen. Mitten im Flusse jedoch begann der Skorpion den Krebs mit seinen Scheren zu zwacken. Dieser trug ihn dennoch weiter. Als sie aber sicher am andern Ufer angekommen waren, sagte er zu ihm: Sieh, ich war gutmütig genug, dich auf meinem Rücken über den Fluß zu tragen, doch du hast nicht abgelassen, mich unterwegs mit deinen Scheren zu stechen; weißt du denn nicht, daß ich dich jeden Augenblick hätte abschütteln und ins Wasser werfen können? Warum stachst du deinen Wohlthäter? —

Das Stechen liegt nun einmal in meiner Natur, erwiderte der Skorpion.

Diese Natur ist es, gegen die der ewige, heilige Kampf gerichtet ist und jeder, der ihn kämpft, mit welchen Waffen es auch sei, kämpft den guten Kampf. Solchem natürlichen, egoistischen Menschen gilt das Wort: „Wahrlich, ich sage dir: Es sei denn, daß jemand von neuem geboren werde, kann er das Reich Gottes nicht sehen.“ L Sch

---

Zukunftsmusik

Uebersicht: 1. Bebel und Köhler; 2. Bellamy; 3. Emil Gregorovius; 4. Eugen Richter.

1. Bebel und Köhler

Es ist auffällig, wie stark plötzlich in letzter Zeit das Interesse und die Diskussion über das sozialdemokratische Ideal des Staates und der Gesellschaft der Zukunft wieder einmal in den Vordergrund getreten ist. Mit Bellamys „Rückblick aus dem Jahre 2000 auf 1887“, dessen deutsche Uebersetzung vor etwa zwei Jahren erschien, fing es an. Das Buch ward wie selten eines gekauft und namentlich in gebildeten Kreisen buchstäblich verschlungen. Dann kam ein sozialdemokratisches Buch, „Der sozialdemokratische Staat. Grundzüge einer mutmaßlich-ersten Form sozialdemokratischer Gesellschaftsverfassung nebst einleitender Schilderung des bestehenden Systems“ von Oswald Köhler, und ward, zwar von der großen Oeffentlichkeit weniger beachtet, in den engern Kreisen der Partei Gegenstand einer für die Psychologie der sozialdemokratischen Bewegung um so interessanteren Auseinandersetzung. Darauf folgten im Herbst vorigen Jahres Eugen Richters „Sozialdemokratische Zukunftsbilder, frei nach Bebel,“ die heute in fast 220 000 Exemplaren in Deutschland verbreitet sind, und endlich, um die Wende des neuen Jahres, schwarz eingebunden, auf der rechten untern Ecke des Umschlags in blutigroter Schrift mit einem zierlichen Totenkopf und obligaten übereinander gekreuzten Menschengebeinen versehen, „Der Himmel auf Erden in den Jahren 1901 bis 1912“ von Emil Gregorovius, ein Buch, das gleich sehr Beifall und Tadel, Wollust und Entsetzen erregt hat. Diese vier Schriften mögen, wozu die Christliche Welt längst schon verpflichtet war, im Folgenden eine eingehendere Würdigung finden.

Sie alle, so verschieden sie sonst in Tendenz, Auffassung, Stil und Anlage auch sind, fußen auf dem, was Bebel schon im Jahre 1880 in seinem Buche „Die Frau“ über den Zukunftsstaat zusammen zu orakeln beliebt hat. Notwendigerweise. Denn Bebel ist der einzige als unumschränkte Autorität anerkannte Sozialdemokrat, der sich überhaupt ausführlicher über das Problem des Zukunftsstaates geäußert hat. Sonst hat Karl Marx energisch dafür gesorgt, daß die heutige deutsche Sozialdemokratie sich damit nicht lange abgab und vor allem nicht ähnlichen unfruchtbaren Utopien wie früher die Engländer und Franzosen Saint-Simon, Owen, Fourier, Louis Blanc, Proudhon u. s. w. nachhing. Das hatte wieder seinen Grund einmal in Marx durch und durch mathematisch-logisch und diktatorisch-willensstark angelegter Natur, und zweitens in seiner von der Hegelschen Geschichtsphilosophie bestimmten Auffassung der wirtschaftlichen Entwicklung. Doch ist das hier nicht näher zu untersuchen. Thatsache ist, daß Marx sich jeder Zeit jedem Versuche, über die wirtschaftliche Zukunft zu phantasiren, in seiner Partei widersetzte. Und ebenso ist es Thatsache, daß Bebel, als er kurz vor Marx' Tode sein Buch über die Frau schrieb, damit durchaus den Intentionen seines Meisters ins Gesicht schlug, so sehr der Inhalt des Buches auch auf dessen Grundgedanken aufgebaut sein will.

Ein geschlossenes, wirklich ausgeführtes Bild vom sozialdemokratischen Zukunftsstaat giebt allerdings auch Bebel nicht. Kaum eine Skizze, halb verwischt und natürlich tausendfach verzeichnet. Eigentlich zählt Bebel nur die Elemente auf, aus denen der von ihm dekretierte Zukunftsstaat erwachsen wird. Auch sie in buntester Reihe: elektrisches Licht und Dungstoffe, allgemeine Speisehäuser und absolute politische und soziale Gleichheit aller, Emanzipation der Frauen und staatliche Kindererziehung, neue ungeahnte technische, chemische, künstlerische Erfindungen, neue Verwaltungs- und Produktionsgebilde u. s. w.: dies alles aufs glänzendste entfaltet, ins Riesengroße angewendet, wunderbar organisirt. Die Farben auf diese blasse Bleistiftsskizze aufzutragen, überläßt er dann freilich lieber jedem seiner Leser selbst. Und was bei dieser privaten Klexerei im Kopfe vieler Arbeiter angerichtet worden ist, wissen wir leider nur zu gut. Bebel, dies Buch schreibend, ist mir immer erschienen, wie ein Knabe, der in einem Sandhaufen kauert und dessen überschwängliche Phantasie aus Sand, Steinchen, Hölzern, Zweigen und Grashalmen wunderbare Gärten zusammen zaubert. Übrigens ist auch Bebels Buch niemals als für die Sozialdemokraten verbindliche Glaubensanschauung offiziell zugestanden worden, und so sehr die dort ausgesprochenen Ansichten in Fleisch und Blut der aufgeklärten und lesenden Sozialdemokraten übergegangen sind, immer hat man sie gegnerischen Anzapfungen gegenüber für Bebelsche Privatmeinungen erklärt.

Seit Bebel ist nun meines Wissens niemals wieder in sozialdemokratischen Kreisen ein ernstlicher umfangreicherer Versuch gemacht worden, dieser ersten Zukunftsskizze eine andre originelle an die Seite zu stellen. Erst das oben citirte Buch von Köhler hat den Bann zu brechen versucht, den Marx' Verbot und Bebels Autorität in der Partei des blinden Gehorsams über dieses Problem verbreitet hatten. Und zwar thut dies Köhler in einer Weise, die für uns interessant genug ist. Nicht zwar als ob dies Buch auch nur etwas mehr wissenschaftlichen Anforderungen entspräche, als das Bebels, so sehr es auch den Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erhebt und mit dem berühmten Schlagworte Wissenschaftlicher Sozialismus! um sich wirft. Aber es bricht doch zum erstenmale mit der Verdunklungstaktik eines Liebknecht, Bebel und Singer, die es stets im Unklaren zu lassen gewußt haben, ob wir in den erträumten sozialdemokratischen Zukunftsstaat allmählich „hineinwachsen“ oder plötzlich einmal mit Gewalt werden hineingeworfen werden. Zwar auch Köhler steht streng auf dem Boden der Hegel-Marxschen Wirtschaftsevolutionstheorie. Aber weil er ehrlicher und konsequenter ist als jene, erklärt er gerade deshalb offen und frei die Schwärmerei und das Gerede von einem fernen Zukunftsstaate für mindestens unopportun und unwürdig einer so mächtigen Partei, wie es die Sozialdemokratie ist. Er fordert, daß man auf dem Boden der nun hinreichend geübten Kritik der heutigen Zustände, seine ganze Kraft daran setze, „die nächste Zukunft zu beraten und die erste Form eines sozialdemokratischen Staatswesens klarzulegen.“

Aus diesem Grunde — sagt er an derselben Stelle des Vorworts weiter — sah ich mich veranlaßt, die zunächst anzustrebende Verfassung der Gesellschaft zum Gegenstande meiner Darstellung zu machen, der weiteren Zukunft überlassend, was dieser Zukunft gehört. . . . . . Unsre Aufgabe, die Aufgabe der Partei und des arbeitenden Volkes, ist uns durch die gesamte bisherige Arbeit des wissenschaftlichen Sozialismus, durch das Studium der Geschichte und die Erfahrungen der Partei aus dem letzten Vierteljahrhundert sehr klar vorgezeichnet: wir müssen das vorhandene Staats- und Gesellschaftswesen im Sinne unsrer großen Ziele allmählich umgestalten. . . . Wenn J. Stern in „Thesen über den Sozialismus“ z. B. sagt, daß sich im sozialdemokratischen Staate jedermann aus dem Magazin so viel Schuhe und Stiefeln holen kann, als er will, ohne etwas dafür bezahlen zu müssen u. dergl., so ist dazu zu bemerken, daß derartige Einrichtungen vielleicht einmal nach zwei oder drei Jahrhunderten in Europa in staatlicher Ausdehnung anzutreffen sein könnten, daß es sich jedoch weder aus taktischen Rücksichten, noch aus philosophischen, das Entwicklungsprinzip betreffenden Grundsätzen empfiehlt, jene Ideen anders denn als Möglichkeiten späterer Zeiten zu behandeln und davon abzusehen, derartiges in das Programm einer Partei aufzunehmen, welche erstrebt, die gegenwärtige Gesellschaft umzugestalten.

Man sieht, der Mann ist durch und durch Sozialdemokrat, und der Inhalt seines ganzen Buches bestätigt, daß er einen spezifisch sozialdemokratischen Staat, d. h. eine demokratisch verwaltete, auf den Gedanken des Gemeineigentums an allen Produktionsmitteln und der genossenschaftlichen Produktion und Warenverteilung fußende Gesellschaftsordnung erstrebt, — aber er proklamirt dafür das Prinzip der allmählichen Entwicklung, er rechnet ernstlich mit den gegebnen Größen und Kräften, und indem er energisch gegen die überlieferte Dogmatik der Führer Front macht, scheut er sich nicht zuzugestehen, wie vielerlei Gutes auch die heutige Gesellschaftsordnung noch in sich trägt, und zu fordern, dies bewährte Alte lieber in den Zukunfts-

staat mit hinüber zu nehmen, als es um des blinden Hasses gegen das Bestehende willen mit dem Fluch der Vernichtung zu bedrohen. So schreibt er in dem Kapitel, worin er sechzehn Hauptsätze als angebliche Normen für die Gestaltung seines Zukunftsstaates aufstellt, während er auch sonst viel Vernünftiges sagt, z. B. über die Kindererziehung:

9. hat jeder Vater und jede Mutter das Recht der Bestimmung über die Erziehung und den Unterhalt ihrer Kinder, soweit dieses Recht nicht durch Gesetze betreffend allgemeine Schulpflicht und das Unterrichtsrecht beschränkt ist, wovon im achten Abschnitt noch speziell die Rede ist.

Dieser Grundsatz weicht von den gegenwärtigen Verhältnissen dieses Gebiets nicht wesentlich ab. Es bestehen zwar innerhalb der sozialdemokratischen Partei starke Strömungen, welche darauf gerichtet sind, außer den wichtigen ökonomischen Zuständen in Produktion und Erwerb, in Angelegenheiten der politischen Freiheit und Volkssouveränität auch in den privaten Angelegenheiten und Verhältnissen so viel, als möglich erscheint, zu reformiren und vielfach über die Grenzen der Bedürfnisse größerer Volkskreise, resp. unsers Zeitalters, hinauszugreifen. Die sozialdemokratische Partei als solche hat die Verhältnisse zwischen Eltern und Kindern, den Menschen und ihren direkten Sprößlingen, seither als Privatsache behandelt, wie sich auch in den Programmen der am weitesten gehenden deutschen Sozialdemokratie nichts von Forderungen in dieser Hinsicht findet. Ich denke mir, daß es für die nächsten Gestaltungen eines sozialdemokratischen Volks- und Staatslebens unsers Erdteils völlig genügen würde, wenn es in das private Belieben jedes Einzelnen gestellt wäre, ob er seine Kinder ganz aus dem Hause geben oder gar samt Frau gleich von der Zeit der Schwangerschaft ab in besondern Pflege- und Versorgungsanstalten unterbringen will oder nicht. Ein staatlicher oder gesellschaftlicher Zwang in diesem Gebiete wäre wohl auf lange hinaus ebenso verkehrt und freiheitwidrig, wie ein Zwang hinsichtlich der Berufswahl oder des Aufenthaltsortes.

Erwägt man, daß alle öffentlichen Pflege- und Versorgungsanstalten entweder von den dieselben Benützenden selbst oder von der Gesamtheit der Glieder der Gesellschaft oder von beiden Teilen mit ihrer Arbeit, resp. mit ihren Abgaben bezahlt und erhalten werden müssen, so tritt die Frage der Notwendigkeit oder Nützlichkeit, die Angelegenheit der Kinderaufziehung (bezw. der Entbindungen der Frauen) anders denn als Privatsache zu behandeln, noch weiter zurück. Die diesbezüglichen Ideen mancher alten Kommunisten und Sozialisten mochten gut gemeint sein; aber sie fußten doch vielfach zu wenig auf den in Betracht kommenden Wissenschaften, Thatsachen und Bedürfnissen, als daß ihnen ein Wert unbestreitbarer Zweckmäßigkeit und politischer Zulässigkeit beigemessen werden könnte.

Es giebt in den Einrichtungen der neuen Gesellschaft für Jeden ausreichend Gelegenheiten, seine Kinder, resp. seine Familie nach Belieben — selbstredend nicht ohne Einwilligung seines etwaigen Ehegemahls — aus seiner Privatwohnung fortzugeben; die nötigen sozialen, öffentlichen Anstalten müssen schon wegen der Waisen und Kranken vorhanden sein; doch hat er dann auch einen privaten Beitrag zu den Unterhaltskosten zu leisten, weil sonst diejenigen geschmälert werden würden, die für das private Leben das Zusammensein mit der Familie noch vorziehen.

In der neuen Gesellschaft bestehen hinsichtlich der Arbeitszeit und des Wohlstandes andre Verhältnisse, als in der seitherigen Gesellschaft. Heute wäre eine Abwälzung der Last der Kindererziehung für die in langer Arbeitszeit, Mühe und Sorge Leidenden sowohl vielfach eine große Erleichterung im häuslichen Leben, als auch eine ökonomische Erleichterung, wenn und insoweit die begünstigten Klassen mit ihren größern Einkommen für die ökonomische Uebernahme der Lasten herhalten müßten. So ist schon die teilweise bettelsuppenmäßige Speisung der Schulkinder auf Kosten der Wohlhabenden eine Unterstützung der Armen, eine teilweise Entlastung der Letztern, wenn auch wohl am verkehrten Ende, denn sie stellt nichts weiter dar, als eine zu den speziellen Einrichtungen der Klassengesellschaft und ökonomischen Ausbeutung gehörige Gattung von „Wohlthun“ und Armenunterstützung, welches Gebiet ich bereits ... kurz gewürdigt habe.

Anders unter der neuen Gesellschaftsverfassung, in welcher ökonomische vernunftsgemäße und menschenwürdige Gleichheit besteht und eine Erleichterung der einen auf Kosten der andern gleichbedeutend sein würde mit einer entsprechenden fühlbaren Belastung der andern oder einer kleinen rechtswidrigen Ungleichheit, sei es nun einer Beschränkung der Freiheit (bei zwangsweiser obligatorischer Frauen- und Kinderverpflegung) oder sei es einer ökonomischen Belastung (bei gänzlich aus öffentlichen Mitteln unterhaltenen Anstalten und ohne Zwang ihrer Benutzung), solange die Nahrungsmittel nicht unerschöpflich dem Boden oder der Arbeit entsprießen, und solange menschliche Arbeit und Mühe für die Erzeugung der Nahrungsstoffe aufgewendet werden muß.

Wie in so vielen andern Dingen, so hat sich der Mensch auch in dieser Sache allzu weit von der Natur entfernt und manches erscheint uns als das berechtigte und willkommene Ergebnis der Zivilisation, was dem radikalen Volksfreunde nichts weiter ist, als ein ungesundes, naturwidriges Gewächs der Klassengesellschaft und des Kapitalismus. Es kommt beim Vergleichen zwischen seitherigen und zukünftigen Verhältnissen sehr leicht vor, daß man glaubt, recht gründlich von den seitherigen Verhältnissen zu abstrahiren, wo man gerade sehr stark unter dem Banne des Seitherigen steht. Weil es heute vorteilhaft wäre, die

Freuden der Kinderaufziehung los zu werden, indem die Lasten auf eine begünstigte Klasse abgewälzt werden könnten, während die sonstigen Verhältnisse jedes natürliche und befriedigende Familienleben unmöglich machen oder zerstören, so wünscht man leicht, daß die Entledigung von allen natürlichen Banden des Familienlebens eine obligatorische Einrichtung der Zukunft werden möchte.

Freilich, wo Köhler dann in den folgenden Kapiteln auf Grund jener Leitsätze das Bild seines Zukunftsstaates im Detail zeichnet, da treten dieselbe Verworrenheit, dieselbe Kindlichkeit und Naivität, dieselben Schwächen hervor wie bei Bebel, und das Zukunftsbild, das schließlich bei ihm herauskommt, ist genau so verschwommen, so verzerrt, so unmöglich wie das Bebels. Aber trotz alledem, in der Gesinnung, die in dem Buche zum Ausdruck kommt, in der Besonnenheit, in dem Ernste, in der ehrlich erstrebten, freilich nicht immer erreichten Objektivität, mit der es geschrieben ist, in seiner ganzen Tendenz ragt es turmhoch über die Bebelschen Phantasien hinaus und ist zugleich symptomatisch für die neuen relativ vernünftigeren Kräfte, die jetzt in der Partei zahreicher in die Höhe streben.

Aber gerade dies Verdienst des Buches wurde wohl sein Verderben. Denn es ist gleich nach seinem Erscheinen im Mai vorigen Jahres von dem offiziellen „Vorwärts“ desavouirt, bekämpft und dann totgeschwiegen worden: die Spitze gegen das allmächtige Dreigestirn Bebel-Liebknecht-Singer war zu deutlich und zu scharf. Als ich das Buch in der Buchhandlung des „Vorwärts“ in Berlin kaufte, sah mich der Expedient ganz erstaunt an und fragte dann geringschätzig: warum ich das Ding denn eigentlich kaufe; das tauge ja doch nichts, und die Ausgabe dafür sei weggeworfen Geld. Und dabei ist jener Köhler ein Mann, der seiner Partei mehrere für ihre Agitation nicht zu unterschätzende „wissenschaftliche“ Werke geschenkt hat, z. B. „Weltschöpfung und Weltuntergang“ und „Der Egoismus und die Zivilisation!!“ P G

Zum dritten Evangelisch-sozialen Kongreß

1. Die Aufgabe des Kongresses

Die Reihe der diesjährigen größern kirchlichen Versammlungen wird in der Osterwoche vom dritten Evangelisch-sozialen Kongreß eröffnet werden. Indem wir uns anschicken einige Worte zu seiner Begrüßung zu sagen, geben wir zuvor den beachtenswerten Ausführungen Raum, die Nr. 1 der Mitteilungen des Evangelisch-sozialen Kongresses vom 24. November v. J. den Besuchern des letzten Kongresses über dessen Aufgabe und Arbeitsgebiet dargeboten hat.

Das wirtschaftliche und das religiöse Leben unsres Volk, so heißt es dort, seine materiellen und seine sittlichen Kräfte haben zwar schon bisher, wie es gar nicht anders sein kann, in mannigfacher Berührung und Wechselwirkung gestanden. Aber das geschah regellos, zufällig, unbewußt, und darum ohne den rechten Gewinn nach beiden Seiten. Eine dauernde, organische Verbindung haben die beiden bedeutsamen Lebensgebiete nicht gefunden.

Eben dies Versäumnis in systematischer, praktischer wie theoretischer Arbeit nachzuholen, ist die Aufgabe des Kongresses.*)

[1] Dazu aber ist zunächst eine genaue Kenntnis unsrer wirtschaftlichen Bedingungen und Zusammenhänge, eine aufmerksame Beschäftigung auch mit der nationalökonomischen Wissenschaft nötig. Sie ist freilich für den Kongreß nicht höchster, nicht Selbstzweck, — wohl aber Ausgangspunkt aller seiner Thätigkeit. Ohne sie würde er in der That niemals über einen kläglichen Dilettantismus hinaus kommen, und er hätte kein Anrecht, von der Oeffentlichkeit auch nur beachtet und ernst genommen zu werden.

[2] Die zweite gleich wichtige Vorbedingung eines aussichtsvollen Wirkens ist die richtige Anwendung der Ethik des Evangeliums auf eben diese modernen wirtschaftlichen Zustände. Nicht daß über das Wesen dieser Ethik und ihren Inhalt unter den Evangelischen der verschiedensten Richtungen wesentliche dogmatische oder religiöse Meinungsverschiedenheiten vorhanden wären. Ueber sie sind sich vielmehr wohl alle Protestanten ebenso einig, wie über die Notwendigkeit, sie für die gegenwärtigen wirtschaftlichen Wirren so fruchtbar als nur immer möglich zu machen. Aber wir müssen uns dabei hüten, sie ohne weiteres in der Form und Weise zur Geltung zu bringen, welche

*) Der Sperrdruck rührt durchweg von uns her. D H

einst der wirtschaftliche Stand des jüdischen Volkes und der ersten Christen erforderlich machte. Wir müssen vielmehr mit treuem historischem Verständnis aus den einzelnen damals gegebenen Vorschriften die Prinzipien, die sie diktirt haben, entwickeln, diese von jenen scheiden und nur diese, freilich ohne jede Verkürzung und Vergewaltigung, ohne Konzessionen und falsche Rücksichten, an den gegenwärtigen wirtschaftlichen Gebilden zu heilsamer Wirkung bringen. Dann aber wird diese vorurteilslose Ethik des Evangeliums eine Waffe sein, die wir in dem Kampfe der wirtschaftlichen Interessen sieghaft schwingen werden. Sie ist das Charakteristikum unsrer ganzen sozialen Arbeit, das, was uns nicht nur die Berechtigung zu ihr giebt, sondern sie uns als heilige Pflicht geradezu aufzwingt. Sie ist der unverrückbare Maßstab, an dem wir die heutigen Zustände auf ihren innern Wert, ihren sittlichen Gehalt hin, keinem zu Liebe und keinem zu Leide, prüfen. Wo immer Uebelstände sich zeigen, an diesem Wertmesser sollen sie ehrlich und besonnen aufgedeckt werden, um dadurch die erste Bedingung einer gründlichen Besserung zu gewinnen. Stellt es sich dabei auf irgend einem Gebiete heraus, daß die Degeneration bereits zu weit vorgeschritten ist — so wird der Kongreß auch das auszusprechen sich nicht scheuen. Er wird dann nach neuen Mitteln und Wegen, neuen gründlichen Organisationen und Reformen mit ausschauen. Und wo immer sich solche Vorschläge und neuen Programme präsentiren, wird der Kongreß sie prüfen, sie in umsichtiger Arbeit, ohne zu fragen, woher sie kommen, nach ihrem sittlichen Werte abwägen und bald unterstützen, bald bekämpfen. Wo aber nach seiner Meinung Reformen sich nötig zeigen, ohne daß entsprechende oder geeignete Vorschläge schon vorhanden sind, wird der Kongreß selbst sich an die Arbeit zu machen versuchen und selbst sie mit schaffen helfen. Auch hierbei, wie bei allem, was er unternimmt, wird er die dabei wirksamen technischen und materiellen Faktoren aufs peinlichste und sachlichste in Rücksicht ziehen. Aber er will, daß sie nicht allein den Ausschlag geben; er will auch die sittlichen Kräfte, die sittlichen Lebensbedingungen und Interessen der in dem großen wirtschaftlichen Getriebe stehenden Menschen mit in die Wagschale werfen und auch von ihnen, ja von ihnen besonders mit die künftigen Reformen abhängig gemacht wissen. Er will dadurch zu verhüten suchen, daß unser in lebhaftem Flusse begriffener sozialer Organismus auch künftig nur von eben diesen materiellen industrie-technischen Gesichtspunkten bestimmt wird. Und er wird durch alle seine Arbeiten den Beweis erbringen, von welch eminent wirtschaftlicher Bedeutung gerade diese sittlichen Werte sind, die die echte evangelische Frömmigkeit „produzirt."

[3] Anderseits wird der Kongreß auch immer deutlicher zu zeigen haben, wie stark das religiöse Leben der Gegenwart von den materiellen Verhältnissen mit bedingt und beeinflußt ist, und dadurch für die praktische wie wissenschaftliche Theologie neue, nicht zu unterschätzende Anregungen geben. Jedenfalls wird auch unter diesem Gesichtspunkte wieder die Notwendigkeit einer Rücksichtnahme auf die sittlichen Werte im Wirtschaftsleben anerkannt werden müssen.

[4] Endlich aber wird die Kirche als sozialer Organismus unsers öffentlichen Lebens Gegenstand des Studiums des Kongresses sein müssen, und wir werden zu untersuchen haben, welchen notwendigen Veränderungen auch diese angesichts der sich eben vollziehenden Umwandlungen zu unterwerfen ist. . . .

[5] Nach alledem ist es selbstverständlich, daß der Kongreß keine bestimmte Wirtschaftspartei sein, kein eignes fest formulirtes Programm haben, an keinem bloß äußerlichen Schlagworte kleben will. Nur gleiche materielle Interessen machen eine wirtschaftliche Partei. Der Kongreß aber hat nur sittliche Interessen, kennt nur das Heil der Gesamtheit, sucht nur das Wohl aller Armen, Mühseligen und Beladenen.

[6] Darum ist er auch kein bloßer Kampf- und Agitationsverein gegen die Sozialdemokratie. Auch sie sucht er vielmehr ernsthaft zu verstehen und zu würdigen, ihre berechtigten und unberechtigten, möglichen und unmöglichen Forderungen nach bestem Wissen von einander zu scheiden und, wo immer er um des Gewissens und und des sittlichen Ideals des Christentums willen ihr entgegenzutreten sich gezwungen sieht, dies mit aller Objektivität, mit nur „geistigen Waffen", mit Anstand, Ernst und charaktervoller Entschiedenheit zu thun, in ehrlichem, vorurteilslosem Meinungsaustausch, um sie zu lehren und von ihr zu lernen.

[7] Denn die Männer des Evangelisch-sozialen Kongresses wissen selbst nur zu gut, daß nicht bei der Sozialdemokratie allein Irrtum, Schuld und böser Wille zu suchen ist. Ihr durch Vorurteile nicht getrübtes Auge findet sie ebenso auch in den andern Ständen, überall da, wo man das eigne Interesse über das des Nächsten, die materiellen Rücksichten über die geistigen und sittlichen stellt. Und darum steht es als eine der hauptsächlichsten Aufgaben für den Kongreß fest, gerade die Besitzenden und Gebildeten aus ihrer Nachlässigkeit, ihrer bequemen Gleichgiltigkeit, ihrem Egoismus und ihrer Genußsucht, ihrem sittlichen und religiösen Laissez aller aufzurütteln, ihnen soziales Denken in Kopf und Herz zu pflanzen und, soviel es immer möglich ist, sie für eine aufrichtige, achtungsvolle Gesinnung gegen die Arbeiter und die Bereitwilligkeit zu durchgreifender sozialer Reform zu gewinnen.

R

Gaston Frommel

Esquisses contemporaines.

3. Paul Bourget

In dem Aufsatz über Paul Bourget, der eine leitende Stellung in der zeitgenössischen französischen Litteratur einnimmt, unterzieht Frommel seine Bedeutung einer dreifachen Betrachtung. Er stellt ihn als besten Interpreten der internationalen Geistesrichtung des modernen Frankreich hin, das ähnlich wie das Rom der Verfallzeit seine Nahrung aus der Geisteskultur aller Nationen sauge. Meisterhaft sind hier Frommels Rückblicke auf die historische Entwicklung der Litteratur und des Schriftstellertums von Rousseau auf die Romantiker bis heute.

Als Lyriker spricht er Bourget keine große Bedeutung zu, Epochen der Mittelmäßigkeit erzeugen nur mittelmäßige Geister; denn große Männer verlangen eine bedeutende Resonanz im Volksbewußtsein. Desto höher schätzt er sein Talent als Kritiker und Analytiker, das in seinen Essais de psychologie contemporaine seinen Ruhm begründet habe.

Seine Bedeutung als Romanschriftsteller kommt für Frommel namentlich auf psychologischem Gebiet zum Ausdruck. Er macht uns mit seiner feinsinnigen Darstellungsweise bekannt — in Cruelle énigme, Crime d'amour, Mensonges, etc. — mit seinen Gesichtspunkten, charakterisirt die elegante Welt, der seine Helden entnommen sind: „aristokratisch ihren sozialen Geflogenheiten und ihrer Erziehung nach, mittelmäßig veranlagt und von gewöhnlicher Herkunft. . . . Durchschnittsmenschen, aber zugleich distinguirt, sehr gebildet, sehr raffinirt, aber unwiderstehlich von ihrer Sinnlichkeit beherrscht." Diese Menschen zerlegt, zergliedert nun Bourget vor unsern Augen, bis wir kaum noch den Zusammenhang ihrer einzelnen Teile untereinander begreifen. In den Essais de psychologie comtemporaine wartet man sogar oft vergebens auf den Lebenshauch, der diese Totengebeine wieder zusammenfügen soll. Sein Messer ist scharf und seine Klinge fein. Sie dringt in die geheimsten Fiebern und verschont uns mit keinen Scheußlichkeiten, die sie zu Tage fördert und zu denen der Drang nach wissenschaftlicher Erkenntnis ihres eigensten Empfindens diese Menschen bis zum Verbrechen treibt. Was ihn dabei interessirt, ist lediglich ihr Seelenleben, die Schattirungen ihres Selbstbewußtseins bis hin zu den Gewissensregungen und dem Staunen darüber, daß unter all den Zerlegbarkeiten der Seele ein Etwas sich kund giebt, sich behauptet, sich nicht töten läßt, für das er keinen Namen weiß:

Es giebt also doch Leben und Tod der Seele, ein Etwas das sie nährt und zerstört, ein geistiges Heil und geistige Verdammnis? Genügt Krankhaftigkeit des Organismus zur Erklärung dieses Heißhungers nach dem Göttlichen? Kündet sich nicht in der fieberhaften Überspanntheit dieser Opfer des Verlangens nach etwas Jenseitigem, vielleicht etwas Realeres an, als unsre Wissenschaft, etwas Vernünftigeres, als unsre Vernunft kennt?

In Bourgets Aussprüchen dieser Art, in der Schöpfung so großartig christlicher Charaktere wie der des Abbé Taconet in einem seiner letzten Romane — sieht Frommel ein Anzeichen, daß der Kampf zwischen Intellektualismus und Moralismus heute neu erwacht.

Die Darstellung dieses Konfliktes zieht sich als roter Faden durch alle hier vorliegenden gesammelten Aufsätze, und ihr Verfasser gewinnt einen Ausdruck dafür, wie ihn nur jemand findet, der diesen Kampf auf Tod und Leben selbst durchgerungen hat.

Und darin liegt das Interesse auch für solche, die Bourget nicht kennen, weshalb wir einige Auszüge folgen lassen:

Die Analyse, die teilnahmlos sein könnte, weil unpersönlicher Natur, trägt bei Bourget nicht immer diesen Charakter. Sie hat eher etwas Trauriges, wie von Schmerz Verschleiertes. Unter dem Triumph des Denkens stirbt ein Etwas: wir gewahren den herzzerreißenden Todeskampf der Seele und den noch furchtbarern des moralischen Bewußtseins.

Unsre Wandlungen vollziehen sich allmählich und selten vollständig. Wir werfen nie völlig das ab, was wir gewesen sind. Die Kindheit eines Menschen lebt in seiner reifen Entwicklung fort. Wie eine verborgne Quelle dürre Wüsten befruchtet, durchströmen ihre frischen Wellen geräuschlos Jahre der Wirren und Verstimmungen. In jedem von uns lebt ein Kind, eine Art naiver und reiner Genius, dessen leicht erregbare Begeisterung, durchsichtige Träume und Illusionen den Reiz des Daseins ausmachen und vielleicht das Beste an uns sind. Dann

aber erhebt sich unglücklicherweise das Bedürfnis zu analysiren, und die anbetungswürdige Jungfräulichkeit der Seele welkt. Es achtet weder Träume noch Illusionen, es giebt vor, kennen zu lehren. Nichts findet Gnade vor seinen Augen, als eine gründliche Auseinandersetzung oder ein bestimmter Beweis. . . . Es möchte die tiefste Ursache jeder instinktiven Erhebung, jeder unmittelbaren Rührung wissen. Es dringt ein in die dunkle Region, wo im geheimen unsre Hoffnungen und unsre Wünsche mit einander ringen, und wie man nur Leichen sezirt, bringt es den Tod mit sich.

Indessen, eng verbunden mit der unsichtbaren Psyche, bleibt noch ihre Leidensschwester, das sittliche Gewissen. Gleicherweise ursprünglich, gleicherweise treuherzig, nur ernster und herber bestätigt es sein Vorhandensein durch unabweisbare Strenge. Es kündet sich nicht als bleibende Erinnerung erster genossner Freuden, sondern als Vorgefühl kommenden Geschicks. Nicht als glänzende jugendliche Phantasien, sondern als Perspektiven männlicher Pflicht, die es vor uns aufsteigen läßt. Das Gewissen! dieser unbekannte aber gewisse Gast, über dessen Ursprung man immer streiten wird, und dessen Rechte unbestreitbar sind. Fremdling der Erscheinung nach in den irdischen Bedingungen, läßt er sich doch nie völlig abweisen. Widersprochen von dem Thun der Menschen und den Gedanken des Herzens, beargwohnt von Weisen und verspottet von Narren, läßt er nicht nach, sich allen aufzudrängen, und triumphirt nicht zum wenigsten an den großen Tagen des Völkerlebens. Der geheimnisvolle Leiter der Seelen, die er abwechselnd zerbricht und heilt, deutet er uns in heiliger Stunde das Wort des großen Rätsels.

Wenn die Analyse sich dem Gewissen naht, um es ihrem Forschen zu unterziehen, fühlt sie sich zuerst eigentümlich zurückgestoßen. Sie fühlt sich nicht behaglich, sie zögert, und fängt vielleicht zum erstenmal an, ihr Recht zu bezweifeln, denn das seelische Dasein liegt weit ab vom moralischen Leben. Die Seele, beim ersten Anprall entwaffnet, läßt sich ohne Widerstand ergreifen, sie verlöscht still und traurig mit den schönen Vorstellungen, die ihr Leben waren. Aber das Gewissen protestirt gegen jedes profane Eindringen; es widersetzt sich mit Energie den Belagerungen des Denkens; es willigt nicht ein, sich in zerlegbare Bestandteile aufzulösen. Wenn das Denken beharrt, erhebt sich zwischen dem Verstande, der nicht abdanken, und dem Gewissen, das nicht sterben will, der gewaltigste Kampf, dessen Entwicklung dem Verlauf unsres zeitgenössischen Dramas sein tragisches Gepräge aufdrückt.

Dieser Kampf erhebt sich heut überall. Er verleiht unsrer Epoche, die in andrer Hinsicht so mittelmäßig ist, einen Rest von Größe, den die Historiker der Zukunft verzeichnen werden. Die Bücher von Bourget bezeugen es, welch furchtbare Stürme die moralischen und religiösen Ideen erleiden. Hierin muß man ohne Zweifel ihre letzte Bedeutung, ihre eigentliche Anziehungskraft erkennen. Wir sehen darin wenigstens die Ursache der hohen Gunst, deren sie sich erfreuen. Wir sind von Natur geneigt, die Verfasser am meisten zu lieben, die ein Bewußtsein unsrer Würde zum Ausdruck bringen. Wir verzeihen ihnen die gröbsten ästhetischen Verstöße, steigen im Notfall mit ihnen in den Schlamm hinab — diesen mütterlichen Erdenkloß, aus dem wir gemacht sind — vorausgesetzt, daß von diesem Untergrund aus ein aufrichtiger Seufzer emporsteigt nach einer höhern Bestimmung und wir aus allem heraus das Leben einer göttlichen Bekümmernis spüren.

Wahrhaft ergriffen hat uns der Aufschrei des von der modernen Kultur zerrissenen und zerquälten Menschen:

Die Wissenschaft drängt sich den Menschen auf, ehe sie sich zu Menschen entwickelt haben. Sie überlistet und verführt uns, ehe wir Selbstbewußtsein erlangt haben. Während wir noch auf keine persönliche Erfahrung rechnen können, sind wir schon in die Erfahrungen andrer eingeweiht. Man unterweist uns zu reflektiren, niemand lehrt uns zu leben. Zu viel Ideen bestürmen uns auf einmal; sie ergreifen Besitz von uns und nicht wir von ihnen. Ist es da erstaunlich, daß unsre Jugend, die den Ideen vorgeworfen wird wie die alten Märtyrer den wilden Tieren, zerrissen wird und wir den Rest unsrer Tage nichts können als Zaudern, Zweifeln und Räsonniren?

Und umsomehr, da das Übel nicht unbelohnt bleibt. Man gelangt bald dazu, an dem Schauspiel der eignen innern Kämpfe Gefallen zu finden, bei denen man Arena und Beute zugleich ist. Man weiß sich etwas darauf zu gute, daß man in so feinfühliger Weise leidet, und hält in sträflichem Irrtum diesen Bankrott für einen Vorzug. Denn unsre Zeit ist alt und verjüngt sich nicht mehr. Hat sie doch schon die Haltung und Gewohnheiten des Greises.

Aber zu diesen Gründen, die unsre Zeit zu einer Epoche der Zergliederung machen, gesellt sich ein noch tieferer, die die vorhergehenden erzeugt und in sich schließt. Der Weise legt ihre Folgen dar, der Moralist erklärt ihr Dasein, aber der Christ allein erkennt ihre letzte Ursache. Ich rede von der Abnahme der sittlichen Willenskraft. Das ist die Krankheit, an der das neunzehnte Jahrhundert stirbt. Welchen Namen man ihr sonst geben mag — Nervosität, Pessimismus, Nihilismus oder einfach Skeptizismus — es läuft alles auf Eins hinaus: die innerliche Energie des heutigen Menschen ist in ihrer Quelle vergiftet.

Es läßt sich leicht beweisen. Wenn man die Gerichtsverhandlungen oder die gangbarsten Romane liest, bemerkt man zwischen den Verbrechern und Helden der Bücher einen gemeinsamen Zug: sie werden von den Ereignissen bestimmt, von den Verhältnissen getrieben: sie handeln nicht, sie „werden gehandelt“ (wenn es erlaubt ist, die Syntax hier zu verkehren, um die Verkehrung des Betragens auszudrücken) durch die verhängnisvollen Triebe. die ihnen anererbt, den Einfluß ihrer Umgebung und die Begierde des Augenblicks.

Man versichert uns, und es ist richtig, daß die kürzlich gemachten physiologischen Entdeckungen, die den blinden Mechanismus der Gesetze bis hinein in den Bereich unsres geistigen Organismus erkennen lassen, und das Vertrauen, das wir in unsern Willen setzten, zerstören, hierfür verantwortlich zu machen sind. Ferner ist es gewiß, daß die Beweise der sogenannten positiven Wissenschaft, die die Vorstellung der Endlichkeit und Unerforschlichkeit, die wir so gerne dem kosmischen Universum beilegten, aufgehoben, uns eine mit den Wünschen des Geistes und den Bedürfnissen des Herzens unversöhnliche Vorstellung beigebracht haben. Und endlich nennen wir der Vollständigkeit wegen als unmittelbare Folge den Aufwand an Gehirnverbrauch, den eine Zivilisation, maßlos in der Arbeit wie im Genuß, in immer zunehmender Weise ihren Sklaven auferlegt.

Und doch treffen alle diese Ursachen nicht den Kern der Frage. Sie rufen Zufälligkeiten und Ursachen zweiter Ordnung auf, die allein nicht zur Erklärung so bedeutender Folgeerscheinungen genügen. Die eigentliche Ursache liegt wo anders: in dem organischen Uebel, woran die Menschheit seit uranfänglichen Zeiten leidet und das das Christentum Sünde nennt. Unser Wille ist machtlos, weil er sündig ist. Die Ursache der Sünde ist eine Anämie des Willens. Es giebt keinen wahrhaften Willen als den, der sich einem anerkannten Gesetz freiwillig beugt. Man will nur, wenn man gehorcht. Sonst will man nicht, sondern möchte nur, und der Wunsch ist immer ein Zeichen der Ohnmacht. Der Mensch, der nicht mehr gehorchen will, der gefallne Mensch, ist nicht mehr fähig zu wollen. Ich verstehe unter Willen einen aufrichtigen, der Selbstbestimmung fähigen, entschloßnen Willen . . .

Unser heutiger Zustand erhärtet das Gesagte. Denn wenn die Sünde, als Willenskrankheit aufgefaßt, das ganze menschliche Geschlecht von Anbeginn durchseucht hat, so blieb es unsrer Generation vorbehalten, derartig ernste Fälle zu erleiden, daß auch die Unaufmerksamsten beunruhigt werden.

Wir bieten das erstaunliche Phänomen dar, Wunder zu vollbringen auf dem Gebiete der Industrie und Wissenschaft, eine geschloßne Macht zu entfalten, Berge zu durchbrechen, Kanäle zu graben, die Oberfläche der Erde umzugestalten — und einer moralischen Überzeugung unfähig zu sein. Wir setzen die materielle Welt in Bewegung, wir durchwühlen die Erdkugel, wir durchlaufen sie in jeder Richtung, nichts entgeht uns — als wir selbst. Nichts ist uns unmöglich, als einen Halt für die Seele zu finden, eine Gewißheit geistiger Überzeugung zu erlangen. Mit einem Wort, was ist denn dieses unausgesetzte, neugierige, endlose Zergliedern, dem wir verfallen, anders als ein gewisses Zeichen von Unfähigkeit, bei der wir angelangt sind, irgend etwas bestimmt zu wollen und einen Entschluß zu fassen? Man sucht in der Ferne, man wendet sich von einer Sache zur andern, weil man nicht die Kraft hat abzuschließen. Die Gewißheit fehlt, weil die Energie der Bejahung ausbleibt. Man fordert vom Verstand, was man vom Willen fordern sollte. Man fordert von der Welt, was man von sich fordern sollte; von den Dingen, was aus der innern Einheit des Gewissens hervorquellen sollte . . .

Renan sagt einmal, es liege im Wesen des Trunkes, daß er sich erschöpfe. So weit auch der Becher des Universums, so tief der Kelch der Seele erscheint, man trinkt nicht, ohne auf den Grund zu kommen. Erschöpfung der Einbildungskraft, Leere des Gedankens, Trockenheit des Herzens: das ist der Feind, der unsre jungen Schriftsteller umschleicht und sie nur zu oft niederschlägt. Um ihn zu besiegen, bedarf es etwas mehr als Arbeit und Talent. Es bedarf der Lebenskraft, der Jugend und der oberherrlichen Antriebe, die hohe Hoffnungen großen Seelen verleihen. „Ob auch unser äußerer Mensch verwese, so nur der innere von Tag zu Tag verneuert wird,“ schrieb St. Paulus den Getreuen in Korinth. Und der Apostel war, ungeachtet der Trübsale seines Berufes und des Ausgangs seiner Pilgrimschaft, weniger arm als die Kinder eines Jahrhunderts, das, reich an allen Schätzen der Welt, seine lebenspendenden Kräfte versiegen und den Boden seiner Lebensfähigkeit unter sich sinken fühlt.

Tönende Worte und gemeißelte Phrasen sind nicht ausreichend, um Schriftsteller zu sein. Es ist auch nicht genügend sorgfältig die Tiefen des Gemütslebens umzublättern und zarte und erhabne Gefühle hervorzusprudeln. Es ist nötig zu leben, d. h. seine Erfahrungen zu erneuern, einem Ziele nachzujagen, eine Gewißheit festzuhalten. Künstler sein enthebt nicht der Notwendigkeit Mensch zu sein, und um Mensch zu sein muß man an etwas glauben. Nichts scheint beim ersten Anblick reicher als der Skeptizismus im Dienst großer Geisteskräfte. Thatsächlich giebt es nichts Ärmeres. Neben ihm macht der Glaube zuerst eine traurige Figur, auf die Dauer aber erlangt er das Übergewicht, denn er ist das Leben selbst. Ob er es weiß oder nicht, der Zweifler spielt nur mit den Trümmern von Überzeugungen. Daraus gewinnt er die geringe Festigkeit, die ihm bleibt. Ob man ihm die Trümmer nimmt, ob er sie gänzlich fortstößt, es bleibt ihm nur das Nichts.

C B

Das Heilige Lachen

Ein „Märchenschwank“ will eigentlich belacht sein, nicht besprochen. Wenn aber der Dichter Wildenbruchs Namen hat und der Inhalt, der sich in die leichtgewebte Hülle kleidet, ein recht ernster ist, mag doch eine bündige Beurteilung am Platze sein.

Um was es sich handelt, haben die Tagesblätter erzählt: um ein allegorisches Schauspiel, also um etwas, wovor man sich heute zu fürchten pflegt. Ein Blick auf den Theaterzettel, wo Optimus und Pessimus, Animus und die Schönheit, Graziella und Phantasia, die Wahrheit, die Lüge, die Häßlichkeit, der Neid, der Haß angereiht beisammen stehen, vermag auch ein männlich Herz erbeben zu machen; und nicht ohne guten Grund! Wer von uns hätte nicht schon, wenn da oder dort ein neues Dichterdenkmal enthüllt wurde, Klage darüber gehört oder geäußert, daß sich um den Sockel immer und immer wieder dieselben weiblichen Figuren, mit der Leier in der Hand die eine, mit der Maske vor dem Angesicht die andre, lehnen? wer nicht schon den Wunsch gehegt, daß an Stelle der ermüdenden Sinnbilder gelegentlich ein Ersatz trete, etwa typische Gestalten aus den Werken des zu feiernden Meisters? Aber schließlich werden Plastik und Malerei der Allegorie doch nie ganz entraten können; sie sind darauf angewiesen; es ist dies in den Mitteln begründet, mit denen sie arbeiten. Die Poesie ist dagegen nicht in solcher Zwangslage; und die Dichter sollen nun nicht unnütz „die Bedürfnisse der Malerei zu ihrem Reichtum machen" und uns Wesen vorstellen, die wir zweimal fragen müssen, wer sie sind, ehe wir es fassen. Das ist keine neue Forderung; das hat vor hundert Jahren Lessing begehrt; und wenn sich gegenwärtig einzelne über die Fehler des Autors mit der Unfehlbarkeit des Maschinisten, über eine mißglückte Fabel mit gelungenen Lichtwirkungen und zierlichen Kostümen trösten, so ist das schwerlich ein Gewinn.

Indessen mag immerhin ein Mißgriff in der Anlage des Stücks sich nachweisen lassen, was verschlägt es, ist nur die Ausführung gut und der Stoff ein erfreulicher? Dieser vor allem kommt hier in Betracht. Und in der That, er scheint der Größe nicht zu entbehren. Der Einzug der Unzufriedenheit in die Welt und ihre endgiltige Ueberwindung: es ist ein Thema so gewaltig, daß es dem der Göttlichen Komödie oder des Verlorenen Paradieses kaum nachsteht; und nicht bloß bedeutend ist der Vorwurf, sondern auch schön; und, was das kleinste Lob nicht ist: daß er behandelt wurde, war an der Zeit.

Es bedarf ja keiner eingehenden Beobachtung des Pegels, um wahrzunehmen, wie in Deutschland die Stimmung allmählich immer tiefer gesunken ist. So arm war lange kein Geschlecht an wahrer Freudigkeit, wie das jetzt aufstrebende. Und unter Freudigkeit ist hier nicht nur etwas zu verstehen gleich der Trunkenheit der siebziger Jahre: die mußte vergehen; auch nicht jenes Goethische „Behagen", das ohne leibliche Gesundheit, einen Becher Weins und die Gaben der Kunst nicht leicht zu denken ist: das ließe sich allenfalls missen. Wohl aber darf man fragen: wo ist der schöne Schillersche Optimismus geblieben, der in elender Klause den Hymnus an die Freude schuf? und wieder: wo sind die still zufriedenen Naturen, als deren Vertreter Claudius gelten könnte, der treuherzige, schalkhafte Kalendermacher, der zwar gern den häßlichen warnenden Freund Hain neben seine Lieder malte, aber in diesen es zu sagen und zu singen nicht müde wurde:

> Sieh, Mond! ich bin wohl zu beneiden,
> Bin glücklich und bin reich?

Die Mephistophelesphysiognomien sind unter den überlegenden Gebildeten häufiger geworden. Mit den Hegelschen Lehren, deren Schwinden vielleicht kein Unglück war, ist leider auch der feste Tritt der Männer verhallt, die mit einem gewissen sieghaften Ungestüm dahergingen in dem stählenden Vertrauen, daß das Vernünftige auch wirklich werden müsse. Die Philosophie, soweit sie noch besteht, gleicht dem zeternden Klageweib und erschöpft ihre Kraft in dem Bemühen, „konventionelle Lügen" aufzudecken, und die Poesie thut ihr Handlangerdienste bei der öden Arbeit. Ein Gang durch eine Galerie modernster Gemälde erinnert bisweilen an eine Wanderung durch das Spital. In der Musik tönt es von buddhistischer Wehmut und Resignation; und zu allem bildet den Grundakkord das bekannte dumpfe Rollen und Grollen innerhalb der gärenden Massen.

Gebührt da nicht ein dankbarer Willkomm dem Dichter, der den tapferen Entschluß gefunden hat, ein Sursum corda zu sprechen? der noch nicht ganz die hohe Aufgabe der Kunst vergessen hat, dem Unvollkommenen gegenüber die Vollendung zu zeigen, durch Nacht das Licht schauen zu lassen, die Mißklänge der Wirklichkeit in Harmonieen aufzulösen?

> Wenn im Leben noch des Kampfes Wage
> Schwankt, erscheinet hier der Sieg.

Es ist begreiflich, daß eine skeptische und pessimistische Presse über Wildenbruchs Unternehmen von vornherein die Achseln gezuckt hat; nicht recht ist es dagegen, wenn anders Gesinnte ohne weiteres das gegebene Losungswort aufnehmen und nicht wenigstens den guten Kern würdigen mögen, der in bizarrer Schale steckt. Auch das Christentum, so tief es in der Welt Elend hineingeblickt hat, ist durchaus optimistisch. Darin ist etwas von seiner Macht begründet. Es ist mit Recht oft jugendlich genannt worden: weil es eben mit strahlendem Kindesauge einer herrlichen Zukunft entgegensah, hat es jenen unwiderstehlichen Zauber auf eine greisenhafte Menschheit ausgeübt, in der hier das „Alles ist eitel" gepredigt wurde, in der man dort zum Dolche griff mit dem kalten, gelassenen „Patet exitus!"

Aber freilich, so löblich die Absicht des Dichters ist, so unzulänglich erscheint die Ausführung. Das Beste sind die Stellen, wo die neueste Afterpoesie gegeißelt wird; auch die weibische Empfänglichkeit des großen Publikums für Schlagworte wird nicht ohne Witz verspottet. Fast alles Übrige fordert den Widerspruch, und oft mehr als den, heraus. Gerade wer die Bedeutung des Themas zu schätzen weiß, vernimmt mit steigendem Befremden, daß die Unzufriedenheit hienieden überwunden werden soll durch das — Lachen. Es nützt zu nichts, daß dieses kanonisirt worden ist. Wohlwollende Beurteiler haben zwar erklärt, es sei mit dem Lachen nicht das gemeint, was den Narren kennzeichnet, sondern der Humor: das klingt besser, doch noch lange nicht richtig. Das köstliche Gut des Humors ist bekanntlich die Frucht, nicht die Wurzel einer gesunden Weltanschauung. Wenn einmal das Problem ernstlich erörtert wurde, wie der Pessimismus zu bekämpfen und zu besiegen sei, mußte die Antwort anders lauten; die erteilte ist falsch.

Und daß es Ernst ist mit der aufgeworfenen Frage, kann man nicht wohl leugnen. Das beweist schon der Umstand, daß der Dichter es nicht vermeidet, den Weltenlenker selbst, wenn auch in einer Verkleidung, auftreten zu lassen. Nicht zum Vorteil des Ganzen! Der „große Prinzipal" der „Apotheke", aus der die Erde gespeist wird mit Glaube, Liebe, Hoffnung, Gaben, die späterhin der Geist des Bösen fälscht, ist eine Gestalt, die mehr als einem Bedenken erregen wird. Und das darf nicht wunder nehmen. Jeder, der Gelegenheit hat, zu beobachten, welche kindischen Einwände gegen den Theismus selbst von Gebildeten oft aus anthropomorphistischen Vorstellungen geschöpft werden, versteht je länger, je besser den Sinn des Verbots: Du sollst dir kein Bildnis noch irgend ein Gleichnis machen; es ist eben vieles erlaubt, aber nicht alles nütze. Und eine Berufung auf den Faust wird hier schwerlich verfangen; der ist ohnehin kein Märchenschwank.

Ueberhaupt ist die Vermischung von Ernst und Spaß für das Stück verhängnisvoll gewesen. Mancher Gedanke verträgt nun einmal keine scherzhafte Form: so vortrefflich ein Schellenkäppchen zuweilen kleidet, es giebt liebe, ehrwürdige Angesichter, über denen wir es nie sehen möchten. In der erwähnten „Apotheke" werden Gespräche geführt wie folgendes:

> Ist Glaube genügend vorhanden?
> Bis an den Rand voll, gute, abgelagerte Ware.
> Hoffnung?
> Ueberreichlich; darf ich dem Provisor ein Pröbchen anbieten?
> Ist Liebe vorhanden?
> Wir haben gestern erst eine große frische Sendung erhalten; prima Qualität.

Das ist nicht geistvoll; was es ist, empfindet der Zuschauer und fühlt der Leser des kurzen Citats.

Mit dem allem wird dem Satz kein Abbruch gethan — und wer die Litteratur der Gegenwart kennt, wird seine Zustimmung nicht versagen —, daß Wildenbruch unter den modernen Dichtern zu den sympathischeren Erscheinungen gehört, weil in ihm das Organ für die Erfassung des Idealen doch nicht abgestorben ist. Dem Stoff, den er sich zuletzt erkoren,

war er freilich nicht gewachsen. Er hat einst versprochen, im historischen Drama Großes zu leisten; hoffentlich löst er sein Wort noch ein. Auch ein reger Sinn für herzhafte Komik fehlt ihm sicherlich nicht; warum sollte er die prächtige Anlage nicht verwerten? Nur daß der Vorwurf für das Lustspiel sich thatsächlich eigne! dann wird auch das Lachen nicht ausbleiben, wenn schon nicht das „heilige“, so doch das natürliche, echte, gesunde, das ein Labsal sein kann, und das niemand selbst aus der ernsten Zeit, darin wir leben, wird verbannen wollen.

E W M

Verschiedenes

(Feierstunden) von Lic. Julius Smend. Kurze Betrachtungen für die Sonn- und Festtage des Kirchenjahres. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1892. Preis 3.20 Mk., geb. 4 Mk.

Seit am 4. Advent d. J. 1884 die erste Sonntagsbetrachtung von J. Smend das Evangelische Gemeindeblatt für Rheinland und Westfalen schmückte, stand es mir fest, daß hier eine ungewöhnliche Begabung sich in den Dienst der denkbar besten Sache stellte. Und was jene ersten Proben versprachen, wird von dem vollen Strauße, der uns heute gereicht wird, weit überboten. Hier entfaltet das alte Evangelium seine volle weltüberwindende Kraft, und thun sich in wunderbarer Weise überall neue, unerschöpfliche Quellen auf für alle Bedürfnisse unsrer Zeit. Man möchte die Preisfrage aufwerfen, welche von allen tiefergehenden Fragen, die heute das Herz eines ernsten deutsch-evangelischen Christen bewegen, hier unberücksicht geblieben wäre, ohne ein tröstendes, ermutigendes, förderndes, lösendes Wort, ohne eine Anweisung auf die Schätze des Evangeliums. Und wenn leider anderwärts so oft alles geschicht, die Kirchen leer zu predigen, diejenigen, die nicht ohne weiteres allen überlieferten Anforderungen der Kirche sich fügen wollen, von der Thüre zu weisen: hier werden die Thore weit aufgemacht. Jedes Fünkchen der Sehnsucht nach den Segnungen des Evangeliums wird willkommen geheißen, und ohne daß das Geringste von seinen ewigen Forderungen preisgegeben würde, festgehalten als Angeld bis auf bessere Zeiten, die den vollen Wert der köstlichen Perle enthüllen werden.

Es ist ein Buch für ernste Männer, die nichts lesen wollen, was ihnen keinen wirklichen, bleibenden Gewinn verspricht. Es ist ein Buch für die große Menge derjenigen — und das sind nicht die schlechtesten — die allem Wortschwall gründlich leid sind, die alle rednerischen Künste entbehren können, die sich bei dem leisesten Versuche, durch Erregung unklarer Gefühle zu wirken, mißtrauisch abwenden. Es geht eine männliche Ruhe und Kraft durch diese Betrachtungen, die jedem Leser Vertrauen einflößen, und eine tiefe Achtung vor jeder fremden Persönlichkeit, die den Leser in den eignen Augen heben und alle seine Kräfte zum Streben nach solchen Zielen anspannen muß. Auch darin zeigt sich diese Achtung vor dem Leser, daß die knappe, markige Kürze des Wortes ihn zum Mitdenken auffordert, ihn nicht los läßt und ihm nicht gestattet die Gedanken schweifen zu lassen. Die vier oder fünf kleinen Seiten einer jeden der 76 Betrachtungen enthalten den Stoff zu einer ganzen Reihe von Durchschnittspredigten; es ist ein Buch, das man jedesmal nach wenigen Sätzen möchte sinken lassen, um die Gedanken zu verfolgen und auszuschöpfen, die dadurch angeregt sind. Und doch kein eigentlich schweres Buch. Denn wie aus dem alten, lauteren, schlichten Evangelium, so ist es aus dem innersten Geiste des deutschen Volkes und der deutschen Sprache geschöpft. Auch darin ein Buch für unsre Zeit; denn ohne jede Spur eines ängstlichen Purismus redet es ein Deutsch, bei dem, wem es heiliger Ernst ist mit der Reinheit und Schönheit seiner Muttersprache, das Herz aufgehen muß. Mir ist heute kein Schriftsteller bekannt, der die deutsche Prosa ohne jeden künstlichen Schmuck zu so gewaltigen Wirkungen handhabte, sodaß sie sie daherrauscht wie Orgelton und Glockenklang, jedes Wort an seiner Stelle, jeder Ausdruck notwendig, und doch in so künstlerischem Ebenmaß zusammengefügt, daß die Rede oft den vollen Schwung und Reiz großartiger Dichtung erhält. Hier wird der erhabenste Stoff von künstlerischer Kraft in rückhaltloser Hingabe einer reifen Persönlichkeit gestaltet: kein Wunder, daß das Edelste und Schönste daraus hervorgeht, nach Inhalt und Form in gleicher Weise. Möchte es dem Verfasser vergönnt sein, mit seinem Buche viele Seelen zu gewinnen, zu fördern, zu befestigen, zu erfreuen, und dadurch ihm Mut und Kraft gestärkt werden, zu weiterem Segen in den Dienst seiner Kirche zu stellen, was ihm in so reichem Maße gegeben ist.

Straßburg i. E. D. K. Budde

(Zur „deutschen Alkoholfrage“) Herzlichen Dank für die Erfüllung seiner in Nr. 12 ausgesprochnen Bitte hat der Bittsteller vielen zu sagen. In den ersten vierzehn Tagen nach Veröffentlichung der Bitte hat er 130 Zustimmungskarten und -Briefe erhalten und fast jede Post bringt neue. Sie stammen aus allen Bezirken Deutschlands mit Ausnahme der Provinz Posen, einige kommen auch aus der Schweiz und Frankreich. Viele enthalten wertvolle Mitteilungen, die nicht unnütz bleiben sollen. Alle haben den Empfänger nicht nur sehr erfreut, sondern ermutigt und gestärkt, so daß er mit doppelter Liebe nun fortfahren wird, wider die Geist und Gewissen betäubende Trinkerei sein Möglichstes zu thun. Manche bitten ihn, nun auch das wichtige Kapitel, was gegen den Alkohol zu thun sei, zu behandeln; er verspricht, diesem Wunsche nachzukommen, wenn der Herausgeber des Blattes es gestattet, obwohl er

dann mehr mit Meinungen als mit Thatsachen aufwarten muß. Die hier veröffentlichten Aufsätze erscheinen mit kleinen Zusätzen, 52 Seiten stark zum Preise von 80 Pfennigen bei Duncker & Humblot in Leipzig. Ihr Verfasser bedauert ungemein, daß er nicht jedem einzelnen der gütigen Karten- und Briefschreiber besonders schriftlich danken kann, aber bei so vielen muß ihm wohl ein summarischer Dank gestattet sein.

Hermsdorf bei Dresden Dr. W. Bode

Quittung

Für die notleidenden Deutschen in Rußland: je 10 Mark von v. B und K, Gießen; 3 von P. W, Wehrstedt.

Für die evangelische Gemeinde Nemes Kosztolany in Ungarn 10 Gulden von R B und S in S.

Herzlichen Dank!

D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer D. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 15 der „Chronik der Christlichen Welt“

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Der Verlagshandlung fehlt **Nr. 1 des fünften** Jahrganges (1891) der Christlichen Welt.

Die geehrten Leser, die überzählige Exemplare von dieser Nummer haben, werden freundlichst um Einsendung gebeten.

Die Verlagshandlung.

Predigtamtskand., bisher in Schlesien Vikar, sucht Stelle als Gehilfe im geistl. Amte auf 1 bis 2 Jahre. Off. unter **L** durch die Exped. d. Bl.

Von der anerkannt **vortrefflich geleit. Zeitschrift f. Pastoraltheol. „Halte was du hast“**, hrsg. von **D. Sachsse,** versendet beh. Abonn. stets gern Probehefte **gratis** u. **fko. H. Reuthers** Verl.-Bchh., Berlin, Charlottenstr. 2.

Soeben erschien im Verlage von C. A. Schwetschke & Sohn in Braunschweig:

Wir glauben durch die Gnade des Herrn Jesus selig zu werden

Ein Gedenkblatt für Konfirmanden
und andre Gemeindeglieder. 8 Seiten 8°.
Erweiterter Abdruck der in der Christlichen Welt Nr. 12 enthaltenen Artikel 1—10.
Preis für das einzelne Exemplar 15 Pfg., für 20 Exemplare 2 M., für 50 4 M., für 100 6 M.

Gediegene Konfirmationsgeschenke
aus dem Verlage von C. A. Schwetschke & Sohn in Braunschweig.

Aus Geschichte und Kunst des Christentums
Abhandlungen zur Belehrung für gebildete Gemeindeglieder
von
Dr. Adolf Hasenclever,
Pastor zu St. Andreas in Braunschweig.
Erste Reihe. Preis 2 Mk., in geschmackvollem Einband 3 Mk.
Liebhaber-Ausgabe fein gebunden 5 Mk.

Das Gleichnis vom verlornen Sohne
Dem Christenvolke ans Herz gelegt
und mit einer Zugabe in Liedern dargereicht von
Georg Wilhelm Schulze.
Zehnte, sehr vermehrte Auflage. Preis geh. 2 Mk., geb. 3 Mk.
Gebunden mit Goldschnitt 3,30 Mk.

Beiträge zur christlichen Erkenntnis
für die gebildete Gemeinde.
Aus Aufzeichnungen und Briefen
von
Prof. J. Hülsmann,
weiland Religionslehrer am Gymnasium zu Duisburg.
Neue vermehrte Ausgabe.
Mit biographischer Charakteristik und dem Bildnis des Verfassers.
Preis 4 Mk., geb. 5,20 Mk.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, sowie direkt gegen Einsendung des Betrages von der Verlagshandlung.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine Beilage von Johannes Dreesen, Hadersleben.